

Fünf Vorträge

über

die Geschichte der Alchemie,

gehalten in der naturforschenden Gesellschaft von **H. Romberg.**

I.

Mit dem Worte Alchemie bezeichnet man gewöhnlich die vermeintliche Kunst Gold zu machen und charakterisirt die hierauf gerichteten Bestrebungen als einen thörichten Wahn, als eine Absurdität, oder milde ausgedrückt, als eine Verirrung des menschlichen Geistes. — Dem steht gegenüber, dass diese Geistesrichtung 15 Jahrhunderte hindurch gedauert hat, dass Männer jeden Standes sich mit fast ungläublicher Aufopferung der Sache hingegeben haben und dass hervorragende Gelehrte, welche keinen thätigen Antheil an diesen Bestrebungen nahmen, dennoch der Sache nicht abgeneigt waren. Ich nenne in dieser Beziehung Luther, Spinoza, Leibnitz.

Will man hierauf erwiedern, dass dennoch die Alchemie auf Grund der Fortschritte in den Naturwissenschaften als eine Abgeschmacktheit erscheine, so lässt sich darauf entgegen, dass noch im Anfange unseres Jahrhunderts, als die neue Aera in den Naturwissenschaften schon zum Durchbruch gekommen war, Manches für rein unmöglich gehalten wurde, was jetzt leicht und sicher vollführt wird, dass die Ansichten in den Naturwissenschaften sich vielfach überleben und neuen Ansichten weichen müssen, dass bereits nach der heutigen Theorie die Molecule der einfachen Körper nicht mehr als deren Atome gelten und dass Männer wie Friedr. Gmelin, Ferdinand Wurzer und Marchand offen ausgesprochen haben, dass nicht die Möglichkeit, sondern nur die Wahrscheinlichkeit der Metallverwandlung in Zweifel gezogen werden könne. — Fragt man nach Beweisen, die für eine Metallverwandlung sprechen, so lässt sich nicht läugnen, dass Vieles, was in der Geschichte der Alchemie darüber

angeführt wird, auf Täuschung und Betrug beruht; daneben aber stehen auch Thatsachen mit so starken Beweisen, dass, wenn man nicht den Glauben an historischen Ueberlieferungen geradezu verwerfen will, es mindestens eben so schwer wird, die Möglichkeit einer Täuschung anzunehmen, als zuzugeben, dass es von Zeit zu Zeit Leute gegeben habe, die das Geheimniss, Gold zu machen, besessen hätten.

Hierauf lässt sich allerdings wieder sagen, dass Wunder da passiren, wo sie geglaubt werden, und dass der Glaube an die Metallverwandlung das Wunder in derselben Weise gesehen habe, wie dies bei den sympathischen Kuren, Wünschelruthen, Ahnungen, Wahrsagen, Tischrücken u. dergl. zu geschehen pflege und dass man berechtigt sei, zu sagen: »die Menge, die da glauben will, verdient keinen Glauben.«

Doch verlassen wir diese Polemik und wenden uns zu unserem Gegenstande, der wohl eine Beachtung verdient, da er eine wichtige Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnimmt. Besonders werden wir daraus erkennen, dass sowohl unser Glaube, als auch die Triebfedern unseres Thun und Treibens in den Vorstellungen wurzeln, welche wir in uns aufgenommen haben.

Das Wort Alchemie bezeichnet eigentlich die Chemie; denn die Vorsilbe Al ist der arabische Artikel. In den älteren Schriften wird die Alchemie beschrieben als die Lehre von jener Kunst, welche man auch die heilige, göttliche, ägyptische, hermetische, auch wohl spagirische nannte. Die Inhaber dieser höchsten Wissenschaft hiessen Weise, die nach dem Lichte strebenden Philosophen, die vollkommenen Meister der Kunst Adepten, die werdenden Alchemisten.

Die Hauptlehrsätze der Alchemisten sind folgende:

1. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Gold enthalten, durch Kunst wahres, vollkommenes und beständiges Gold darzustellen. Das Mittel dazu ist ein Präparat der Kunst, der Stein der Weisen, das grosse Elixir, das grosse Magisterium, die rothe Tinktur genannt. — Die Verwandlung, Transmutation oder Veredelung geschieht durch eine mit gewissen Erscheinungen verbundene Entmischung und wird bewirkt durch Projection, d. i. Aufwerfen der Tinktur auf das im Flusse befindliche Metall. Ein gewisses Massenverhältniss zwischen Tinktur und Metall ist hierbei erforderlich, dies ist aber abhängig von der Vollkommenheit der Tinktur. Die vollkommene Tinktur veredelt jedes Metall und heisst ein Universal, eine minder vollkommene veredelt nur ein Metall oder auch nur einen gewissen Theil desselben und heisst ein Particular.

2. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Silber enthalten, durch Kunst reines vollkommenes und feuerbeständiges Silber zu erhalten. Das

Mittel dazu ist ein anderes Präparat der Kunst, der Stein zweiter Ordnung, das kleine Elixir, das kleine Magisterium, die weisse Tinktur. Diese entsteht aus denselben Anfängen, wie die rothe, worin sie auch bei fortschreitender Bearbeitung übergeht.

3. Dasselbe Präparat, welches Gold tingirt, ist vor seiner völligen Ausfertigung eine der wohlthätigsten Arzneien, eine Panacee des Lebens, die aber grosse Vorsicht in der Anwendung erfordert. In Masse wirkt sie zerstörend; sie verjüngt das Alter, verlängert das Leben über das gewöhnliche Mass hinaus und heilt manche Krankheiten, so lange der Organismus nicht zerstört ist, indem sie den Stoff der Krankheit durch den Schweiss austreibt, ohne dabei den Körper zu schwächen*).

In den geschichtlichen Nachrichten finden wir den Gegenstand der Alchemie zuerst im 4. Jahrhundert n. Chr. erwähnt und zwar von dem griechischen Redner Themistios Euphrades (360 n. Chr.), welcher in seiner 8. Rede gelegentlich von der Verwandlung des Kupfers in Silber und Gold als ganz bekannter Dinge spricht. Der Grieche Suidas (11. Jahrh. n. Chr.) giebt an, das goldene Vliess sei ein Fell gewesen, worauf das Geheimniss der Goldmacherei niedergeschrieben sei, und der Argonautenzug (1350 v. Chr.) habe die Eroberung dieser Schrift zur Absicht gehabt.

Die Alchemisten selbst datiren ihre Kunst bis in das graue Alterthum zurück. Moses soll sie bereits von den ägyptischen Priestern erlernt haben, Kleopatra sei darin eingeweiht gewesen u. dergl. m. Als Urheber ihrer Kunst führen sie eine fabelhafte ägyptische Persönlichkeit, Hermes tresmegistos, an, von der sie auch die Bezeichnung hermetische Kunst ableiten; noch jetzt ist die Bezeichnung hermetisch verschlossen im Gebrauch. — Ueber die Existenz dieses Hermes ist man sehr im Unklaren, da dieser Name mit in die Mythologie verwebt ist. Nach Seleucus soll er 20,000 Bände über die allgemeinen Principien geschrieben haben, nach Manethon hätte er sogar 36,525 Bände über alle Wissenschaften verfasst. Einige wollen darunter einen ägyptischen König Thoyt oder Theut verstanden wissen, dessen Zeit 2700 v. Chr. gesetzt wird, während Andere den Namen mit einem ägyptischen Phthas Priester Hermon in Verbindung bringen, der sich mit Zubereitung der Arzneien befasst haben soll, von dem man aber auch nichts Genaueres weiss, als dass Galen (100 n. Chr.) seiner erwähnt. Genug, diesem Hermes wird die Tabula

*) Der Glaube an die Heilkraft des Steines kann wohl durch ein Missverstehen alter Schriften entstanden sein; denn Geber betrachtet die unedlen Metalle als die kranken Metalle und sagt davon: bringt mir die sieben Aussätzigen, dass ich sie heile. Vergl. Kopp, Geschichte der Chemie 2.

smaragdina zugeschrieben, welche den Alchemisten als heiliges Document galt. In ihr soll das Geheimniß der Alchemie in dunkler Sprache niedergelegt sein; jedoch, obgleich ihrer seit 1000 Jahren Erwähnung gethan wird, weiss man nicht, wer sie gefunden, wo sie gewesen, wohin sie gekommen, in welcher Sprache sie ursprünglich geschrieben. In lateinischer Uebersetzung wurde sie zuerst im 11. Jahrhundert von dem Alchemisten Hortulanus, einem Briten mitgetheilt; sie ist in mehreren Sammlungen mit einigen Abweichungen abgedruckt, z. B. im *Theatrum chemicum*. Diese lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

»Es ist wahr, ohne Lüge, gewiss und durchaus wahr: das Untere ist wie das Obere und das Obere ist wie das Untere, zur Vollbringung eines Einzigen Wunderwerks. Und so wie alle Dinge von Einem und durch den Gedanken Eines kommen, so sind sie alle aus diesem einen Dinge durch Anpassung entstanden. Der Vater dieses Dinges ist die Sonne, der Mond ist seine Mutter. Der Wind hat es in seinem Bauche getragen und die Erde hat es ernährt. Es ist der Vater aller Vollendung der ganzen Welt. Seine Kraft ist vollständig, wenn sie sich hat gegen die Erde hin gewendet. Scheide die Erde vom Feuer, das Feine vom Groben, in angenehmer Weise und sinnreich. Es steigt von der Erde zum Himmel empor und es steigt wieder zur Erde hinab und empfängt die Kraft von oben und von unten. So hast Du die Herrlichkeit der ganzen Welt, daher wird alle Unklarheit von Dir weichen. Es ist das Allerstärkste, weil es jedes feine Ding überwältigen und jedes feste durchdringen kann. So ist die Welt geschaffen, durch solche wunderbaren Anpassungen, deren Art und Weise dies ist. Darum nennt man mich Hermes den Dreimalgrossen, der alle drei Theile des Wissens hat. Es ist vollendet, was ich über die Wirksamkeit der Sonne gesagt habe.«

Die Sprache ist hierin so dunkel, dass man kaum weiss, wovon die Rede ist. Das Bestreben, den Inhalt zu ergründen, hat eine ganze Literatur für diese Tafel hervorgerufen. Man hat darin das Auf- und Niedersteigen ausgeschiedener Theile auf die Destillation bezogen; das Allerstärkste, das alle Körper überwältigt und durchdringt, scheint ein allgemeines Auflösungsmittel, etwa wie der Alkahest der Araber zu sein; Sonne und Mond deutete man auf Gold und Silber. Man suchte nun den Alkahest durch Destillation zu erlangen und entdeckte so die Säuren.

Was sonst noch über den Ursprung der Alchemie aufgestellt ist, können wir unberührt lassen. Soviel steht fest, dass dieser Ursprung in

die Periode der Kindheit aller Naturwissenschaften fällt, wo die Untersuchung der Körper noch ganz auf die äusseren Kennzeichen beschränkt war; jedoch wusste man auch schon, dass gold- und silberähnliche Körper durch Zusammenschmelzen erhalten werden können und zog hieraus den Schluss, dass sowohl Gold wie auch Silber Compositionen seien.

Bis zum Mittelalter bietet die Geschichte der Alchemie wenig Interessantes. Die Eroberungszüge der Araber hatten das wissenschaftliche Leben gestört und wissenschaftliche Schätze, die geeignet gewesen wären, eine fühlbare Lücke in der Geschichte der Alchemie auszufüllen, vernichtet. Besonders zu beklagen ist die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek im Jahre 642. Diese Bibliothek, welche damals noch die zweite Hälfte der grossen Bibliothek der Ptolomäer enthielt, bat sich ein griechischer Philosoph von dem Feldherrn Amri als Geschenk aus; der Kalif Omar aber lehnte dies damit ab, dass er erklärte, wenn jene Bücher lehrten, was im Koran auch stände, wären sie unnütz, enthielten sie aber Anderes, so müssten sie vernichtet werden. Darauf wurden die Papyrusrollen den Badestuben zur Feuerung übergeben und 4000 Bäder sechs Monate hin durch damit geheizt.

Obgleich nun das Papier zerstört war, so lebte die Wissenschaft doch noch fort und die Araber nahmen von ihren Besiegten wissbegierig Manches leicht auf, besonders Mathematik, Astronomie und Chemie. Durch die Araber wurde die Destillation und Sublimation vervollkommnet, flüchtige Substanzen, die sie wegen ihrer Feinheit und Wirksamkeit Geister nannten, wurden entdeckt, so der Weingeist, Salpetergeist, Salzgeist, Vitriolgeist. — Wer kann es ihnen verdenken, dass sie ihre vielfachen Entdeckungen nicht sofort begriffen, sondern glaubten, durch die belebende Kraft ihrer Geister das Gold erzeugt zu haben, das bei Lösung des Silbers in Salpetersäure zurückblieb, oder dass sie die Fällung von Silber beim Auflösen von Kupfer als eine Erzeugung von Silber betrachteten. — Glaubte doch noch im 17. Jahrhundert Becher, der den Grund zur Stahl'schen Phlogistontheorie legte, das Eisen gemacht zu haben, welches der Magnet aus einem Lehm zog, den er mit Oel gebrannt hatte.

Mit der Eroberung Aegyptens durch die Araber beginnt in der Geschichte der Alchemie ein neuer Abschnitt. — Bei den Fortschritten, welche dies Volk in der Chemie machte, kam man zu einer besseren Kenntniss der Metalle und hielt eine Aenderung in der Färbung derselben nicht mehr für eine vollständige Umwandlung; dagegen wurde eine Ansicht über die Constitution der Metalle entwickelt, nach welcher ihre Umwandlung plausibel erschien.

Der hervorragendste unter den arabischen Gelehrten, die für uns in Betracht kommen, war Geber. Er lebte in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts und lehrte in Sevilla alle drei Theile der griechisch-arabischen Philosophie. Kein Araber vor ihm und nach ihm hat ihn je erreicht. Was er wusste, hat er klar und deutlich beschrieben, und daraus wissen wir, dass er selbst die Metallverwandlung nicht kannte, obwohl er daran glaubte. Geber kannte bereits die wichtigsten Salze und Säuren, das Frischen der Glätte, das Abtreiben des Silbers in Kapellen aus Holz- asche und Knochenmehl u. dergl. mehr. Er führt an, dass Kupfer sich mit Tulina (Galmei) verbinde und dadurch schön goldgelb werde, während es mit Arsenik sich weiss färbe, wesshalb er Kupfer für ein Mittelding zwischen Gold und Silber hält, das sich leicht in das Eine und in das Andere verwandeln lasse. Aber so grob irrt er sich nicht, dass er Messing für Gold hält. — Die Mittel zur Veredlung der Metalle nennt er Medicinen. Die Medicinen 1. Ordnung sind ihm die rohen Materialien, die der 2. sind durch Sublimation gereinigt, die der 3. aber durch dienliche Zusätze fixirt und vollkommen feuerbeständig. Die letztere Medicin liefere das wahre Meisterstück; aber nirgend behaupte er diese selbst zu kennen. — Ueber seine Vorstellung hinsichtlich der Metallverwandlung gewähren folgende Sätze aus seinen Abhandlungen einen Einblick. — »Anzunehmen, einen Körper aus einem anderen auszuziehen, den er nicht enthält, ist Thorheit. Da aber alle Metalle aus Merkur und Sulphur, mehr oder minder rein, gebildet sind, so kann man ihnen das hinzufügen, was ihnen fehlt, oder von ihnen fortnehmen, was im Ueberfluss vorhanden ist. Dies zu erreichen, wendet die Kunst geeignete Mittel an. Die Erfahrung hat uns folgende kennen gelehrt: Calcination, Sublimation, Decantation, Auflösung, Destillation, Gerinnung, Dixation, Zeugung.« — Was die wirkenden Mittel betrifft, so sind dies die Salze, Alaune, Vitriole, Glas, Borax, stärkster Essig und Feuer.

Von Sevilla aus verbreitete sich die Alchemie über Spanien nach Frankreich, England, Deutschland und Italien. Das älteste deutsche Schriftstück, das von Alchemie handelt, rührt her vom Bischof Haimo, welcher in Tours seine Studien gemacht hatte und 835 zu Halberstadt starb. Unter seinen hinterlassenen Abhandlungen ist nämlich auch eine *Epistola de lapidibus philosophicis*, also ein Brief von den philosophischen Steinen, den ich der Curiosität halber mittheile. »Geht, sagt er, zum Hintertheile der Welt und ihr werdet es donnern hören und des Windes Brausen vernehmen. Hagel und Platzregen wird fallen. Das ist die Sache, die ihr sucht, und sie ist köstlicher für das Werk der Alchemie, als alle Steine in den Gebirgen.« Obgleich hier unter Welt der Mensch,

der den Mikrokosmos repräsentirt, zu verstehen ist, so war dies doch nicht etwa Spott, sondern gediegener Ernst, und man gewann viel Vertrauen dazu, dass in diesen Stoffen die *Materia prima* enthalten sei.*)

Mit der weiteren Ausbreitung der Alchemie wurden auch die Ansichten der Alchemisten weiter entwickelt. Man betrachtete die Metalle wegen ihres gemeinsamen Charakters als Verbindungen noch nicht dargestellter Stoffe und glaubte die Verschiedenheit derselben rühre her von dem verschiedenen Mischungsverhältniss; hierdurch wurde ihnen erklärlich, dass in den Lösungen durch einfache Wahlziehung ein Metall in ein anderes übergehen konnte, und da man von der Ansicht ausging, dass nur Gleiches sich zu Gleichem geselle und verbinde, Quecksilber und Schwefel aber sich mit den Metallen verbinden liessen und ihnen andere Eigenschaften geben, wie z. B., dass Quecksilber das Blei mit Glanz versah und in Zinn verwandle, Schwefel die Metalle färbe, so glaubte man, die vermutheten Stoffe würden dem Quecksilber und Schwefel am meisten ähnlich sein und benannte sie darnach. Der hypothetische Mercur war der Stoff, der den Metallen Metallglanz, Schmelzbarkeit und Dehnbarkeit ertheilte. Die Desoxydation aber sowie die Farbe wurde dem Sulphur zugeschrieben, während man die Ursache der Einäscherungsfähigkeit, Härte und Sprödigkeit mit Sal bezeichnete. So hatte man nun ein System für die metallische Chemie, worin der philosophische Mercur und Sulphur mit dem Sal im Wechselspiele thätig waren.

Neben dieser Ansicht, der die sogenannten Trimaterialisten huldigten, bildete sich noch die Partei der Mystiker. Nach ihrer Ansicht hatte sich der Schöpfer das Geheimniss der Metallverwandlung selber vorbehalten. Sie führten die Idee der Araber vom lebendig machenden Geist weiter aus und verglichen die Metallerzeugung mit der thierischen Zeugung. Das Metall an sich war todt, wurde es aber mit Seele begabt, so wurde es zur lebendigen Tinktur und vermochte dann seines Gleichen hervorzubringen. — Noch Andere verglichen die Metallveredlung mit der Vegetation und dachten sich einen Saamen des Goldes, der unter günstigen Umständen aufgehe, wachse und goldene Früchte bringe. Alle waren darin einig, dass Edles nur von Edlem sprosse. Daher wurden ihre Tinkturen auch aus Gold oder Silber bereitet, die aber durch Seele begeistert oder durch Putrefaction keimfähig gemacht waren. Sie bedurften daher eines Superlativ-Goldes um Positiv-Gold machen zu können, während die Materialisten aus unedlen Metallen etwas Gutes herauszubringen hofften.

*) Arbeiten, denen diese Ansicht zum Grunde liegt, haben 1669 zur Entdeckung des Phosphors geführt.

So verschieden nun auch die Ausgangspunkte beider Parteien waren, so fand sich doch zwischen ihren Ansichten ein allmählicher Uebergang, wozu der Hang zur Mystik das Seine beigetragen haben mag. Denn nicht genug, dass man die Körper mit denen man zu thun hatte, so wie die chemischen Operationen in mystischer Weise bezeichnete, man glaubte auch in den Beziehungen zwischen Seele und Leib vor und nach dem Tode eine Analogie mit alchemistischen Prozessen zu erkennen, Basilius Valentinus betrachtete sogar Leben, Sterben und Auferstehung als höhere alchemistische Prozesse, noch Andere verglichen die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold mit der Erlösung des Menschengeschlechts durch den Heiland.

Mit diesen mystischen Auffassungen verband sich noch der Glaube an die Prädestination für den Besitz des Steines und eine religiöse Behandlung des ganzen Unternehmens zur Herstellung desselben. Allmählig entstand dann eine Vermischung religiöser Begriffe mit alchemistischen, so dass z. B. später Jacob Böhme († 1624) sogar alchemistische Ausdrücke zur Bezeichnung seiner religiösen Ansichten benutzte, denn in seinen Schriften bedeutet der Stein der Weisen das Heil, im religiösen Sinne des Wortes.

Kopp, aus dessen Geschichte der Chemie ich Vieles entnommen habe, bemerkt hierbei, dass die Vermischung religiöser Begriffe mit alchemistischen wohl durch den Umstand herbeigeführt sei, dass vom 10. bis 12. Jahrhundert die Zeitbestimmung meist nach Gebeten angegeben worden. Schrieb nun ein Alchemist vor, zwei Substanzen sechs Paternoster lang mit einander kochen zu lassen, so wurde bei dem damaligen Zeitgeist allmählig das Kochen als Nebensache, das Paternosterbeten aber als die Hauptsache angesehen.

Dass derartige Formeln sich sogar bis auf unsere Zeit erhalten haben, finden wir bei vielen Köchinnen, welche Eier, die weich gekocht werden sollen, 4 Vaterunser lang kochen lassen.

Die frömmelnde Geheimthuerei der Alchemisten rührt wahrscheinlich von Thomas v. Aquino († 1274) her; er sagt nämlich »es ist Sünde dieses Geheimniss den Weltleuten zu offenbaren, welche nicht zur Ehre Gottes darnach trachten.« Der Geist der sich in diesem Satze ausspricht hat sich lange erhalten, denn in einer Abhandlung aus dem 17. Jahrhundert darüber »wie ein wahrer Liebhaber dieser hohen Geheimniss muss beschaffen und gesinnt seyn« heisst es »die Verschwiegenheit ist auch ein Hauptstück in unserer Scientz, denn obschon du für deine Person wegen dieser erlangten Gnaden dich undankbar gegen deinen gütigen Gott zeigen würdest und das Heiligthum entheiligen thätest, so geschieht

solches nur von deiner Person allein und bist nur gehalten vor dem strengen Urtheil Gottes an jenem grausamen diluvio ignis deine eigene begangene Fehler zu vertheidigen und zu bedauern. Wenn du aber auch daneben also boshaftig und gottlos sein wolltest und diesen dir anvertrauten Schatz den Dieben, Räubern und Tyrannen zustellen und offenbaren würdest, so müsstest du auch all das Uebel, so von diesen begangen wird auf dich nehmen und eben als hättest du selbiges für deine Person begangen, darüber deine Nebenstrafen empfangen.« Derselbe ungenannte Verfasser klagt in seiner Schrift aufrichtig, dass er oft den Versuch gemacht, den Stein der Weisen darzustellen, auch mehrere Male schon nahe am Ziele gewesen sei; aber er sei wohl noch nicht würdig befunden worden, denn Gott habe das Gelingen ihm versagt. Es war ihm nämlich die Retorte jedesmal dabei zersprungen.

Die Zahl der Schriften, welche sich mit Alchemie befassen, ist sehr gross und beträgt mindestens 4000. Ihre Lectüre ist im hohen Grade unerquicklich, weil wegen der dunkelen Sprache darin nicht Alles zu entziffern ist. Da, wo man den Schlüssel hat, geht es noch an, wie z. B. wenn Basilius Valentinus von der Läuterung des Goldes durch Spiessglanz sagt »man solle den rothen Löwen drei mal durch den grauen Wolf jagen.« Wenn aber von der Bereitung des Steines der Weisen die Rede ist, bleibt Alles ganz unverständlich.

Um das Geheimniss jedoch noch mehr zu verstecken und dennoch zum Suchen anzureizen, ist man sogar auf die Idee gekommen, die Bereitung in Büchern zu lehren, worin kein Buchstabe zu finden ist, sondern Abbildungen.

Wie man sich den Weg zur Darstellung der Tinktur dachte, ist nicht genau anzugeben, da viele der Autoritäten zu sehr von einander abweichen, doch scheint der Erste und Wichtigste das richtige Material zu sein. Dies führt den Namen *materia prima*, aus ihr wird der philosophische Merkur gewonnen, welcher das merkurialische und schweflige Prinzip enthält und oft männlicher und weiblicher Saame, auch Jungfernmilch, grüner Löwe genannt wird. Zu ihm setzt man philosophisches Gold, dann wird längere Zeit digerirt. Das Gefäss dazu muss eine besondere Form haben, eben so der Ofen, worüber eine ganze Literatur besteht. Diese Operation heisst die Putrefaction, auch Corruption oder Tödtung der Materie. Man erhält nun einen schwarzen Körper, welcher das Rabenhaupt heisst. Die Operation wird weiter fortgesetzt und der schwarze Körper verwandelt sich in einen weissen, den weissen Schwan. Durch stärkeres Feuer wird die Materie gelb, endlich glänzend roth, wo-

mit die Darstellung des Steines der Weisen in grösster Vollkommenheit beendigt ist.

Als das Schwerste hierbei wird die Auffindung der *materia cruda prima* angesehen; aber in den Andeutungen zu ihrer Auffindung wird der Leser darauf hingewiesen, Gott täglich um Erleuchtung zu bitten; auch wird wol gesagt: »Es ist ein Stein, auch nicht ein Stein, sondern im Gleichniss nennen wir es einen Stein, weil die 4 Elemente in ihm verborgen sind.« Einige führen an, die rohe Materie werde überall gefunden, aber nur von den Weisen beachtet und dergl. mehr.

Man untersuchte nun Alles, was nur irgend einen Namen hatte, Salze, Schlamm, Excremente, Kröten, rothe Kirchenfenster, Thau, Wurzeln, Eier u. s. w., aber die meisten Alchemisten kamen über die ersten Versuche nicht hinaus.

Die wahren Adepten haben nur selten geschrieben und hatten auch Ursache genug, im Verborgenen zu bleiben, wie wir bald sehen werden; wenn sie aber schriftliche Mittheilungen machten, so waren diese noch dunkler als die der Alchemisten. Zur Probe will ich Ihnen aus dem »Kern der Alchemie von Philaletha«, übersetzt von Langen 1685, Einiges anführen:

»Nun will ich kürzlich, deutlich und in Wahrheit die Realarbeiten unseres Steines eröffnen mit allen seinen Farben und Zeichen. Wer also meine Schriften in Acht nimmt, der wird befinden, dass es treulich angezeigt worden, mehr als jemand anders es offenbaret hat. — Und doch ist etwas, das hierinnen verborgen liegt. Das Feuer wird Dein zusammengesetztes Werk nicht sobald fühlen, dass es nicht Alles mit einander wie Blei fliesen wird. Denn der zarte Leib, welcher die Seele des Strahles ist, erweist so eine mächtige Kraft. Wenn die Sonne weiss gemacht und verschlungen worden ist, alsdann muss an Beide der Medeae Saft gegossen werden. Dieser ist unser Meer, in welchem zween Fische schwimmen, deren keiner weder Haut noch Gräte hat. — Das Meer ist allezeit rund und hat keine Ufer. Das Meer und die Fische sind einerlei. Diese digeriren wir, bis sie einen Saft machen. Warte alsdann 40 Tage, so wird die allerschwärzeste Schwärze erscheinen. Wenn Du das siehst, so hast Du Dich nicht zu fürchten, sondern die Weisse wird sich endlich zeigen, ohne Fehl, und also kommt ihr zu der glänzenden Röthe. Also ist die Schwärze das Thor, dadurch wir hineingehen zum Licht des Paradieses. Befeissige Dich, diese Schwärze zu erhalten, denn sonst werden alle Dinge vergebens sein.« — Im weiteren Verlaufe des Prozesses heisst es: »Als dann wirst Du bei gebühlichem Feuer

sehen, dass Deine Wasser unten in die Höhe fliessen und auch Deinen Leib unten reinlich kochen. Diese Circulatio soll so lange kontinuierlich, bis der Adler den Drachen zu Boden schlagen, da dann Alles mit einander sterben und zu einer scheusslichen Kröte werden wird, welche Du verbrennen sollst, bis Du die Schwärze durch mancherlei Farben wirst abnehmen sehen und Licht erscheinen, alsdann siehe zu, dass Du den Lauf mit Geduld haltest, bis der Mond mit sehr hellen Strahlen aufgehet. Dieses ist unser junger König, der von Morgen kömmt und trägt den zunehmenden Mond auf seinem Scheitel.«

Die äusseren Eigenschaften des Steins der Weisen werden im 16. Jahrhundert von Paracelsus aus eigener Anschauung als eine sehr fixe Substanz beschrieben, in Masse lebhaft roth wie Rubin und durchsichtig wie Krystall, biegsam wie Harz und doch zerbrechlich wie Glas; gepulvert gleiche er dem Safran. Auch van Helmont beschreibt ihn im 17. Jahrhundert aus eigener Anschauung als ein schweres Pulver von Safranfarbe, schimmernd wie nicht ganz fein gestossenes Glas. Van Helmont († 1644) war als Arzt und Chemiker ausgezeichnet*), stand im besten Rufe einer oft sehr weit getriebenen Gewissenhaftigkeit, zwar war er kein Adept, arbeitete auch nicht an der Darstellung dieser Substanz, erhielt aber zweimal von unbekannter Hand Proben des Steins der Weisen und sagt in seinen Schriften: »jenen goldmachenden Stein habe ich einige Mal mit meinen Händen betastet, mit meinen Augen habe ich gesehen, wie er käufliches Quecksilber wahrhaft verwandelte und des Quecksilbers war einige tausend Mal mehr als des Pulvers, wodurch es zu Gold wurde. Es war ein schweres Pulver von Safranfarbe, schimmernd wie nicht fein gestossenes Glas. Man hatte mir einmal $\frac{1}{4}$ Gran davon gegeben. Dieses Pulver wickelte ich in etwas Siegelwachs von einem Briefe, damit es nicht zerstreut werde. Das Kügelchen warf ich auf 1 Pfund eben gekauftes und im Tiegel erhitztes Quecksilber. Als bald gestand das fliessende Metall mit einigem Geräusch und zog sich in einen Klumpen zusammen, wiewohl es so heiss war, dass geschmolzenes Blei noch nicht erstarrt wäre. Bei Verstärkung des Feuers mit einem Blasebälge ward es wieder flüssig.

*) Er widersprach der Ansicht, dass es eine Universalmedicin gebe, verwarf die aristotelischen Elemente, erkannte das Feuer nicht als Substanz an. Mit ihm beginnen unsere Kenntnisse über die Gase. Den Namen Gase führte er zuerst ein, stellte den Satz auf, dass ein Körper alle möglichen Verbindungen eingehen könne, ohne seine eigentliche Natur zu verlieren und daher auch mit allen früheren Eigenschaften wieder abgeschieden werden könne, dass der Metallglanz den Metallen nur so lange eigen sei, als sie sich im regulinischen Zustande befinden.

Als ich es ausgoss, hatte ich das reinste Gold, an Gewicht 8 Unzen. Ein Theil des Pulvers hatte also 19186 Theile eines unreinen, flüchtigen und im Feuer zerstörbaren Metalls in wahres Gold verwandelt.« Zu wiederholten Malen erzählt er noch von der Sache und fügt hinzu: »ich bin genöthigt zu glauben, dass es einen gold- und silbermachenden Stein gebe, weil ich zu wiederholten Malen mit einem Gran Pulver die Projektion auf einige tausend Gran heiss gemachtes Quecksilber machte und zur lebhaften Verwunderung vieler Umstehenden ging die Sache im Feuer vor sich«, wie es in den Büchern steht. — Die Geschichte dieser Metallverwandlung ist eine der Merkwürdigsten. Es ist schwer einzusehen, wie van Helmont sich täuschen konnte, da er ein guter Chemiker war, und wie ein Betrug vorgehen konnte, da in seinem Hause ohne Beisein des Alchemisten die Operation vollzogen wurde.

Ich bemerke hierzu, dass die Adepten nie marktschreierisch auftraten, sondern ein Inkognito zu bewahren suchten, bei welchem sie sich die Aufgabe stellten, den Glauben an die Metallverwandlung nicht untergehen zu lassen. Sobald eine Verwandlung bekannt geworden war und man nach dem Urheber fragte, waren sie fort und hatten einen anderen Namen angenommen. Der Grund hierfür war wohl der, dass die Fürsten gern einen solchen Adepten zu erhaschen suchten, der dann bei Androhung von Gefängniss und Folter Gold, und zwar recht viel, machen sollte.

Eine andere Transmutationsgeschichte, die auch im 17. Jahrhundert in den Niederlanden passirte, will ich hier weitläufiger anführen, da sie durch den Antheil interessant ist, den der berühmte Spinoza daran genommen hat. Zeuge der Handlung ist Dr. Helvetius in Haag, ein gelehrter Mediciner, Leibarzt des Prinzen von Oranien, dabei ein Mann von hoher Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit. Durch seine Schriften hatte er sich als bitterer Widersacher der Alchemisten gezeigt und wurde dann im Jahre 1667 plötzlich deren eifriger Vertheidiger. Er selbst erzählt die Sache wie folgt. »Am 27. Dezbr. 1666 besuchte mich ein Fremder, der mir gestand, er wüßte meine Bekanntschaft zu machen, besonders wegen dessen, was ich gegen Digby's Pulver geschrieben hätte. Er habe daraus ersehen, dass ich an dem philosophischen Geheimniss zweifle und doch gebe es eine Universalmedicin, womit man alle Krankheiten heilen könne, wenn nur kein edler Theil verletzt sey. — Eine solche Medicin, entgegnete ich, würde den Aerzten sehr willkommen sein, aber zum Unglück sey sie ausser in den Büchern nirgends zu finden. Ich vermuthete, dass er selbst Arzt sey, allein er verneinte das und gab sich für einen Rothgiesser aus. — Im Gespräch warf er die Frage hin, ob ich wol nach den Beschreibungen

die man in den Büchern finde, den Stein der Weisen erkennen würde, wenn man ihn mir vorzeige. Zugleich brachte er eine von Elfenbein künstlich gearbeitete Büchse aus der Tasche, worin er drei schwere Körper von der Grösse einer Nuss hatte. Die Masse war glasig, schwefelgelb und auf einer Seite porös. Ich hatte den Schatz in meinen Händen, betrachtete ihn aufmerksam und äusserte mein Befremden wegen der gelben Farbe, da der Stein doch sonst purpurfarben beschrieben werde, allein ich erhielt zur Antwort, das thue nichts zur Sache, die Tinktur sey reif genug.«

»Er verlangte dann von mir eine Goldmünze vom besten Golde, dagegen zog er 5 tellergrosse Goldbleche hervor, die er auf der Brust getragen hatte und die Vergleichung zeigte, dass sein Gold weit schöner war als das Meinige. Fromme Sprüche waren auf den Tafeln eingegraben. Er bekannte sich zum Verfertiger des Goldes und gestand, es sey aus Blei gemacht, er habe diese Kunst von einem reisenden Adepten gelernt. Ich bat ihn, mir die Metallverwandlung zu zeigen, was er für jetzt ablehnte, versprach aber, nach 3 Wochen wieder zu kommen und dann meinen Wunsch zu erfüllen.«

»Vorher, als ich den wunderbaren Stein in meinen Händen hatte, versuchte ich, ob mit den Nägeln etwas abgekratzt werden könne und da waren einige Stäubchen unter den Nägeln hängen geblieben. Ich sammelte diese auf Papier, liess Blei in einem Tiegel schmelzen und warf die Stäubchen darauf, aber das Blei verbrannte und überzog den Tiegel mit einer grünen Glasmasse. — Nach 3 Wochen kam der Mann wieder zu mir; ich gestand ihm nun den Raub und wie fruchtlos der Versuch abgelaufen. Da lachte er mich aus und meinte, ich habe geschickter gestohlen als Gebrauch davon gemacht, es wundere ihn, dass ein Chemiker die Natur des Bleirauchs nicht besser kenne. Wie ich es angefangen, habe es nicht anders kommen können; wenn ich aber die Stäubchen in gelbes Wachs gewickelt hätte, würde ich gutes Gold erhalten haben.«

»Nach vielem Bitten liess er sich bewegen, mir von seiner Tinktur ein Körnchen von der Grösse eines Rübsamens zu geben. Als ich klagte, es möge wol kaum zureichen um 4 Gran Blei zu tingiren, nahm er es zurück, schnitt die Hälfte mit dem Nagel ab und warf sie ins Feuer. Die andere Hälfte gab er mir wieder mit der Anweisung, $\frac{1}{2}$ Unze Blei oder etwas mehr zu nehmen. Bestürzt nehme ich nun die verminderte Gabe und brachte sie in Sicherheit, versprach den folgenden Tag die Probe damit zu machen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. Er aber verbesserte: Nicht also, was zur Ehre Gottes gereicht, muss man verkündigen, damit die Welt seine Macht erkenne. Beim Weggehen machte

er mir Hoffnung, des anderen Tages noch einmal zu mir zu kommen und bei der Probe gegenwärtig zu sein, allein er blieb aus und war verschwunden. Mit Sehnsucht wartete ich den ganzen Tag, aber vergebens, habe ihn auch seitdem nicht wiedergesehen. — Am Abend konnte meine Frau ihre Ungeduld nicht länger bezähmen und lag mir an, die Probe nach des Mannes Vorschrift zu machen, weil sie ausserdem diese Nacht keine Ruhe haben würde. Sie holte gelbes Wachs, unwickelte damit das Körnchen, mein Sohn machte Feuer dazu an, ich suchte Blei, schnitt davon 6 Drachmen ab, liess sie im Tiegel schmelzen, warf das Kügelchen darauf und bedeckte den Tiegel. Mit Gezisch und Blasenwerfen arbeitete es darin und nach einer Viertel-Stunde war die ganze Masse des Bleies in Gold verwandelt. Es zeigte im Tiegel einen schönen grünen Schein. Als es in den Giessbecher gegossen wurde, schien es blutroth (und darauf zielte wol der Fremde als er sich einen Rothgiesser nannte), als es aber erstarrt war, hatte es die schönste Goldfarbe. Wir alle drei standen sprachlos vor Verwunderung. Mit dem noch warmen Golde liefen wir zum Goldschmied, der es polirte und für das kostbarste Gold erklärte, auch sogleich 50 fl. für die Unze bot.«

»Am folgenden Tage hatte sich schon in der Stadt das Gerücht von der wunderbaren Transmutation verbreitet. Viele Vornehme und Liebhaber der Kunst kamen zu mir, unter anderen der General-Münzwardein Porelius, sahen das Gold und baten mich, einen Theil desselben einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Wir gingen mit einander zum Silberarbeiter Brechtel. In seiner Werkstatt wurde die sogenannte Quartscheidung angestellt. Zwei Drachmen des Goldes wurden mit 6 Drachmen Silber zusammengeschmolzen, die Legirung zu Blech geschlagen, das Silber dann in Scheidewasser gelöst, wobei das Gold wie ein schwarzes Pulver zu Boden fiel und dieses endlich wieder eingeschmolzen.«

»Während das geschah, glaubten wir die Hälfte des Goldes sey abgegangen; aber es fand sich im Gegentheil, dass es noch um 2 Scrupel zugenommen hatte. Es scheint also, dass die überflüssige Tinktur des Goldes noch etwas vom Silber veredelt habe. Es blieb noch zweifelhaft, ob die Zunahme nicht von Silbertheilchen herrühre.«

»Dies zu erforschen, ward das Gold mit dem siebenfachen Gewicht Antimon zusammengeschmolzen. Dabei verloren wir am Gewicht des Goldes 8 Gran; als wir aber das Antimon verrauchen liessen, blieben 9 Gran blasses Gold zurück, so dass also in der stärksten Feuerprobe nichts verloren gegangen war.«

J. K. Barchusen, Prof. der Chemie zu Leiden, erzählt von dieser Angelegenheit, dass Helvetius ihm das Gold und auch die beiden Schmelz-

tiegel gezeigt habe. Der eine Tiegel, worin die Tinktur in Pulvergestalt auf das fließende Blei gestreut worden, enthielt Blei, welches der Glätte ähnlich geworden, der andere Tiegel zeigte überall noch flimmernde Goldkörnchen, wie sie sich anzuhängen pflegen, wenn das Gold mit alkalischen Flüssigkeiten geschmolzen wird.

Benedikt Spinoza schreibt darüber in einem seiner Briefe: »Ueber die Sache des Helvetius habe ich mit Voss gesprochen. Er lachte laut auf und wunderte sich, dass ich nach solchen Possen frage. Ich kehrte mich aber nicht daran und ging zu dem Goldarbeiter Brechtel, welcher das Gold geprüft hat. Der sprach aus einem anderen Tone und versicherte mich, das Gold habe beim Schmelzen sogar noch am Gewicht zugenommen, als er Silber zur Scheidung in den Tiegel geworfen. Darum sei er überzeugt, dass das Gold, welches sein Silber mit sich in Gold verkehrt habe, wol ganz besonderer Natur gewesen sei. Nicht dieser Brechtel allein, auch verschiedene andere Männer, die bei der Probe gegenwärtig waren, haben mich versichert, dass die Sache sich also verhalte. — Darauf ging ich zu Helvetius selbst hin, welcher mir sowohl das Gold als auch den Tiegel zeigte, dem innerlich noch etwas Gold anhing. Er erzählte mir, dass er etwa den vierten Theil eines Gerstenkorns oder etwa ein Senfkorn gross von der Tinktur auf das fließende Blei geworfen habe, sagte auch, dass derselbe Mann, der bei ihm gewesen, eben dasselbe Experiment in Amsterdam gemacht habe, wovon Sie ohne Zweifel gehört haben werden. Das ist Alles, was ich von der Sache erfragen konnte.«

Ich knüpfe hieran eine andere Begebenheit, die sich in demselben Jahrhundert in Helmstädt zutrug. Der dortige Professor der Philosophie, Cornelius Martini († 1621), pflegte in seinen Vorlesungen gegen die Alchemisten zu Felde zu ziehen. Als er einst vom Katheder herab die Unmöglichkeit der Metallverwandlung dargethan hatte, trat ein fremder Edelmann hervor, der gerade hospitierte, von dem gesagt wird, dass er zuvor den Professor gesprochen und zu einer Disputation aufgefordert, sich aber zum Opponenten angeboten habe. Derselbe bat um die Erlaubniss, aus Gründen der Erfahrung zu opponiren, verlangte ein Kohlenbecken, einen Schmelztiegel und ein Stück Blei, tingirte es auf der Stelle und reichte es dem Professor mit den Worten: »Solve mihi hunc syllogismum« (Widerlege mir diesen Beweis). Seit jenem Tage hat Martini seine Meinung geändert.

II.

Um kein zu unvollständiges Bild von der Geschichte der Alchemie zu erlangen, gehen wir jetzt zurück bis zum 14. Jahrhundert, in welchem der Papst Johann XXII. zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt eine sehr strenge Bulle gegen die Alchemisten erliess. Trotz der Bulle wird er von den Alchemisten als einen der ihrigen erklärt, da er später hierzu sei bekehrt worden. Archivarische Nachrichten besagen nämlich, dass Johannes bei seinem Tode 200 Goldstangen, deren Werth auf 18 Mill. Gulden geschätzt wurde, hinterlassen habe. Da seine Einkünfte durch die Kardinäle, welche ihn von Rom entfernt hielten, durch den Gegenpapst Nicolaus V., sowie durch seine Parteinahme gegen Ludwig den Baiern geschmälert, endlich aber durch einen unglücklichen Krieg mit Italien erschöpft werden mussten, so schloss man, er habe solche Goldmassen anders woher und zwar aus dem Tiegel erhalten.

Der berühmteste Alchemist des 14. Jahrhunderts, zugleich aber auch einer der excentrischsten Menschen war Raimund Lullus. In seiner Geschichte finden sich manche Widersprüche, von denen man meint, dass viele geflissentlich hineingebracht wären, um ihn nicht als Alchemist erscheinen zu lassen. Nach dem spanischen Geschichtsschreiber Vincentius Mutius war Lullus von vornehmen Eltern im Jahr 1235 auf Majorka geboren. Im Heere und am Hofe des Königs von Arragonien vergeudete er sein Vermögen und noch in seinem 30. Jahre machte er tolle Pagenstreiche. Unter anderen verfolgte er einst eine Schöne zu Pferde bis in die Kirche, sie ermahnte ihn abzulassen, bewilligte ihm jedoch schliesslich ein Rendez-vous, wobei sie ihm aber eine von Krebsgeschwüren zerstörte Brust enthüllte. Hierdurch wurde seine Leidenschaft so abgekühlt, dass er der Welt entsagte und sich den Wissenschaften widmete. Er erlangte in Paris die Doktorwürde, trat in den Orden der Minoriten, machte grosse Reisen, schrieb für fromme Zwecke, die darauf hinausgingen, die Moslemin zum Christenthum zu bekehren. In dieser Angelegenheit ging er 1306 selbst nach Afrika und predigte, ward aber festgenommen und einige Jahre gefangen gehalten. 1315 ging er wieder als Bekehrer nach Tunis, wo man ihn steinigte. Halb todt ward er von christlichen Kaufleuten nach Majorka zurückgebracht. Mutius beschliesst hiermit Lullus Lebenslauf; doch weiss man, dass er an den Folgen der Steinigung nicht starb; sondern durch die erlittene Behandlung erbittert, wollte er nun die Barbaresken mit Feuer und Schwert zur Vernunft bringen, und um sich das nöthige Geld dazu zu verschaffen, widmete er sich der Alchemie, da er

schon längst Kenntniss vom Steine der Weisen hatte. In Italien erhielt er dann einen Prozess, den Arnold von Villanova dem Könige Robert von Neapel unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Wie er selbst erzählt, gelang es ihm im Jahr 1330 in Mailand das Magisterium vollständig auszuarbeiten. In Mailand beredete ihn der Abt Cremer, mit ihm nach England zu kommen, um mit Eduard III. wegen des beabsichtigten Kreuzzuges einen Contract abzuschliessen. Beide reisten dahin, Raimundus wurde vom Könige gnädig aufgenommen und sie kamen überein, dass Lullus 50 bis 60 tausend Pfund Gold anfertigen, Eduard aber hiermit Schiffe und Truppen zu einem Feldzuge gegen die Ungläubigen ausrüsten solle.

Der Adept nahm seine Wohnung in Cremer's Abtei, arbeitete bis dass er seine Zusage erfüllt hatte; aber der König zeigte keine Lust, sein Versprechen zu halten, welches er nur gegeben, um Geld zum Kriege gegen Frankreich zu bekommen. Raimund zürnte und floh über den Canal nach Italien, um sich der Willkühr des Gewalthabers zu entziehen. So sagt die Erzählung, welche hauptsächlich vom Abt Cremer stammt.

Die 60 tausend Pfund Gold, welche Lullus angeblich aus Quecksilber, Zinn und Blei gefertigt hat, sollen zur Herstellung der Rosenobel gedient haben. Die Rosenobel von Eduard III. sind die ersten Goldstücke, welche England hatte, sie sind von doppeltem Ducatengewicht und enthalten 23 Karat 10 Grän Gold.

Vielfache Zweifel existiren jedoch darüber, ob die Rosenobel aus Lullus'schem Golde geschlagen und ob die Kosten des Krieges, den England 1338—1360 mit Frankreich führte, mit diesem Golde bestritten sind. England besass zwar damals noch keine goldbringenden Kolonien, aber die Vorbereitungen zum Kriege begannen schon vom Jahr 1333 ab. Der König schrieb 1335 drückende Steuern aus, borgte im Jahr 1338 die goldenen Geräthe der Kirchen und Klöster, woraus er Geld schlagen liess, versetzte dann 1339 seine goldene Krone, auch die der Königin und noch eine dritte, borgte 1340—47 Summen von Kaufleuten, Bischöfen, Aebten u. s. w. — Andererseits kann man wol nicht annehmen, dass Lullus'sches Gold zu den Vorbereitungen verbraucht sei.

Uebrigens war Raimund Lullus ein höchst scharfsinniger Kopf und ein guter Beobachter, doch riss ihn seine Einbildungskraft oft so weit fort, dass er Dinge für wahr ausgab, die ihm nur als möglich erscheinen konnten. Seine Schriften sind im bilderreichen Styl und in dunkler Sprache verfasst. Mit allen chemischen Erfahrungen der damaligen Zeit war er gut bekannt, wusste den Weingeist durch wiederholte Destillation und Behandeln mit kohlensaurem Kali reiner darzustellen; er erwähnt zu-

erst das kohlen-saure Ammoniak und die Coagulation der Auflösung desselben durch Weingeist, versah seine Glaskolben mit einem Beschlag aus Lehm und Haaren, umwand die Fugen der Gefässe zu seinen Operationen mit Leinwand, worauf er ein Gemisch aus Mehlkleister und Eiweiss strich und bediente sich des Pferdemistes, den er oft noch mit Kalk versetzte, um eine gelinde, langdauernde Wärme hervorzubringen, so dass die Chemie ihm Vieles zu verdanken hat. Die Zahl seiner Schriften wird auf 500 geschätzt, doch mögen viele davon untergeschoben sein. In einem seiner Werke sagt er selber, die Natur der Elemente hat ihre bestimmten Gesetze, nach welchen keine Gattung sich in eine andere verwandeln lässt. In diesem Punkte sind die Alchemisten übel daran und haben wol Ursache zu klagen; aber in seinem Testament ruft er aus: »das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es Quecksilber wäre«.

Ein anderer Alchemist von grossem Ruf, der aber auch nicht zu den Adepten gezählt wird, war Nicolaus Flamellus, ein Franzose, zu Pontoise 1330 geboren. Als Abschreiber lebte er in Paris. Nun wird erzählt: Im Jahre 1357 kaufte er um 2 fl. eine Handschrift, welche auf Baumrinde geschrieben war; vergeblich bemühte er sich 21 Jahre hindurch, die Schrift zu entziffern, reiste dann dieserhalb 1378 nach Spanien. Dort traf er einen gelehrten Arzt, der ein getaufter Jude war und die Schrift lesen konnte. Sie war von einem Juden an seine Glaubensgenossen gerichtet und enthielt eine Vorschrift zur Bereitung des Steins der Weisen. Der Arzt und Flamel brachen nun zusammen nach Frankreich auf, das grosse Werk auszuführen. Der Arzt aber starb unterwegs. Flamel machte sich allein an's Werk, 1382 am 17. Januar verwandelte er zum erstenmal Quecksilber in Gold. Durch öftere Wiederholung erwarb er sich ein grosses Vermögen und verwendete dies zu frommen Zwecken. 14 Hospitäler stiftete er, 3 Kapellen baute er von Grund auf und erneuerte 7 Kirchen, die er reich dotirte. Noch im Jahre 1742 wurden von ihm gestiftete Armenspenden in Paris vertheilt.

Diese Geschichte hat zu vielen Untersuchungen darüber Veranlassung gegeben, woher Flamel's Vermögen eigentlich stamme. Schon zu seinen Lebzeiten wurde eine solche auf Geheiss des Königs vom Parlament zu Paris eingeleitet; doch sind Resultate nie bekannt geworden.

In Deutschland erschien Mitte des 15. Jahrhunderts Basilius Valentinus als ein leuchtendes Gestirn in der Chemie. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Nachdem er seine Tage in dunkler Verborgenheit verlebt hatte, erschienen seine Schriften, in denen er sich als am Oberrhein geboren und zum Bruder des Benediktiner-Ordens bekennt. Er kann als das Orakel der Alchemisten bezeichnet werden, denn man

schätzte ihn höher als Lullus und Geber. Seine Schriften wurden durch Abschriften vervielfältigt und gingen von Hand zu Hand, aber man wusste nicht, woher die Originale gekommen waren. Kaiser Maximilian I. liess noch 1515 dieserhalb Untersuchungen anstellen; man suchte in den Verzeichnissen des Ordens, aber nirgends war der Mann zu finden, so dass die Behauptung aufgestellt wurde, das es nie einen Basilius Valentinus gegeben habe; die Schriften wären Uebersetzungen aus dem Arabischen unter erdichtetem Namen. Später fand man, dass im Peterskloster zu Erfurt ein Mönch Basilius Valentinus gelebt habe, der in der Arzneikunst und Naturkunde bewundernswürdig gewesen sei.

Die Mönche trieben damals die Arzneikunst, bereiteten die Arzneien selber, und so gab es denn für die geistlichen Alchemisten kein schicklicheres Incognito, unter welchem sie gegen das kirchliche Gebot laboriren konnten, als die medizinische Praxis, und wegen dieses Verbots ist es erklärlich, weshalb Basilius seine Schriften nicht seinen Oberen, sondern nur vertrauten Freunden mittheilte.

Er hat dieselben überspannten Ideen von der Heilkraft des Steins der Weisen wie Lullus, auch sein bilderreicher Ausdruck und dunkeler Styl, von denen ich schon eine Probe anführte, reihen sich dem von Lullus an. Basilius ist der eigentliche Anführer Derer, welche die Darstellung des Steins der Weisen und die Vorbereitung für ein anderes Leben als die höchste Aufgabe der Menschen betrachten. Beide Aufgaben sind aber so mit einander vermischet, dass die Leiden des Menschen als eine Reinigung durch Fermentation, das Grab als der Ort der Putrefaction, wo alle unedleren Theile zerstört werden, und die Unsterblichkeit der Seele als verknüpft mit einer Sublimation des edleren Wesens betrachtet werden.

Im Uebrigen erscheint Basilius bald als kalter besonnener Beobachter, bald als schwärmender Phantast. Er ist es, der zuerst Sal als einen Bestandtheil der Metalle neben Mercur und Sulphur nennt.

In der Chemie hatte er bedeutende Kenntnisse. Er kennt das metallische Arsenik, den Realgar, erwähnt zuerst Wismuth und Zink, stellte reines Quecksilber aus Sublimat mittelst Kalk dar, bemerkte zuerst das Knallgold und beschrieb seine explodirenden Eigenschaften, stellte zuerst den Bleizucker dar, lehrte Salzsäure aus Kochsalz und Vitriol darzustellen, fand den Salpeteräther, den Salzäther, wusste aus dem Antimonglanz das Antimon und Antimonglas darzustellen, die Spiessglanzbutter, der Goldschwefel, die Spiessglanzblumen, überhaupt die wichtigsten Spiessglanzpräparate sind seine Erfindungen. Von der Fällung der Metalle durch Säuren und Alkalien hatte er schon ausgebreitete Kenntnisse, sogar ein etwas ausgebildetes Verfahren der qualitativen Analyse findet sich bei ihm.

In Betreff des Steins der Weisen versichert er, das Geheimniss zu kennen und es allen Klosterbrüdern mitgetheilt zu haben, aber obgleich er dies Verfahren in 12 Akten behandelt, lässt er die Leser darüber im Dunkeln und nur so viel lässt sich daraus entnehmen, dass er die edlen Metalle nicht als die nothwendigen Requisiten dazu gelten lässt.

Basilius Valentinus war der letzte bedeutende Chemiker, dessen Richtung zugleich eine alchemistische war; denn es trat nun eine Zeit ein, in der eine Menge Hochschulen gegründet wurden, welche allmählig eine Aenderung in der Richtung des Zeitgeistes herbeiführten, wodurch sich die eigentlichen Chemiker von den Alchemisten trennten und diesen den ganzen Ballast von Unsinn überliessen, den die mystische Richtung herbeigeführt hatte. Um Ihnen ein kleines Bild von den Schriften dieser Art zu geben, will ich einige Sätze aus einem Capitel über das Blei aus der spagirischen Schrift von Joh. von Monte Snyder, gedruckt im 17. Jahrhundert, anführen, das die Ueberschrift trägt: »Von Natur und Eigenschaft des irrdischen Planeten Saturni.«

»Der Saturnus ist terrestrischer kalter Natur, übertrifft alle Metallen in Vielheit seines zerbrechlichen Salzes, hat auch viel Mercurii und wenig guten Schwefel bei sich, und diese seynd voller Unart, so ihnen in dero Matrice anbohren ist.«

»Diese Unart verhindert, dass die Anima Mundi durch ihre Astralische Influentz keine gar feste Verbindung gemacht zwischen den dreyen anfangenden Dingen, welche aus einem solchen schwachen und sterblichen Leibe gar leichtlich zu bringen.«

»Das Sal Saturni ist über alle Massen kalt, der Schwefel aber ist zwar auch wässrig, aber jedoch warm, diese Discordantz zerstört die Hofhaltung des kalten Saturni. Der Saturnus mitigirt und temperirt die überflüssige Hitze in dem Französischen Corpore Veneris: Er ist aller Metallen Unholt, Feind und Tod: Er ist auch wiederumb dero Auferstehung und Leben: Ich meine jetzo den Philosophischen Saturnum, in welchem allein die rechte Auferstehung und das wahre unzertrennliche Leben wohnt. Dieser ist der rechte Kinderfresser, ein Vater, Bruder, Schwester, Freund, Feind, und ein Mörder aller Planeten, daheroh führt ein solcher Saturnus an beiden Seiten und in beiden Händen eine Sense.« In dieser Weise geht es weiter und Sie werden hiernach begreifen, welch gewaltiger Umschwung in den Naturwissenschaften durch eine rationelle wissenschaftliche Behandlung entstehen musste.*)

*) Bei den Alchemisten sind die Metalle nach den Planeten benannt, bei ihrer Beschreibung wird oft auf die mythologische Gottheit gleichen Namens zurückgegriffen;

In England nahm die Alchemie im 15. Jahrhundert eine andere Richtung. Man suchte dort gold- und silberähnliche Legirungen herzustellen, missbrauchte die gemischte Karatirung aus Gold, Silber und Kupfer zu einer hochgoldfarbigen Composition von geringem Gehalt, so auch die Versetzung des Silbers mit Zinn zu einer dem feinen Silber ähnlichen Legirung, weshalb Heinrich IV. 1404 die Vermehrung des Silbers streng verbieten liess. Die Uebertreter des Verbots wurden als Hochverräther angesehen; aber unter Heinrich VI. 1423—61 kehrten diese Missbräuche wieder zurück. Durch seine unglücklichen Kriege mit Frankreich, sowie durch den Krieg der beiden Rosen war er in Geldverlegenheit gekommen. Er lud daher alle Edlen, Doktoren, Professoren und Geistliche ein, sich zu befleissigen, den Stein der Weisen zu finden, um Mittel zu haben, die Staatsschulden zu bezahlen. Besonders rechnete er auf die Priester; da diese ja so glücklich wären, Brod und Wein in den Leib Christi zu verwandeln, so müsse ihnen diese Verwandlung doch ein Leichtes sein. Auf die Geistlichen brachten diese Ordonnanzen nicht die beabsichtigte Wirkung hervor, wohl aber fanden sich weltliche Künstler, die goldene Berge versprachen. Im Examen war man dann nicht sehr rigorös, sondern schon zufrieden, wenn etwas der Art wie Gold herauskam. Mehrere Patente wurden ertheilt, Gold zu machen und Lebenselixir zu verkaufen.

Falsches Gold und falsche Münzen, die man mit dem Stempel der Rosenobel prägte und nach Frankreich hinüber spielte, waren das Ergebniss, auch nach Schottland wurden sie eingeschwärzt, weshalb 1449 das schottische Parlament befahl, die Häfen längs der englischen Küste zu bewachen, damit kein falsches Geld eingebracht werde, ja man sah sich sogar veranlasst, das ganze schottische Gold umzuprägen, den neuen Stücken dasselbe Gewicht wie den englischen Nobels zu geben, ihnen aber den doppelten Werth beizulegen.

Es scheint, als wenn viele der Nobels von Frankreich aus nach Holland gewandert wären. Sie bestanden nach Barchuysen aus einem Kupferamalgam, das durch einen elektrochemischen Prozess dargestellt wurde, indem man in einem eisernen Topfe Quecksilber mit einer gesättigten Kupfervitriollösung kochte, dann abwusch, durch Leder presste und darauf schmolz. Das Eisen reducirte hierbei das Kupfer, während sich das Quecksilber nun leicht mit dem reducirten Kupfer amalgamirte.

in dem Capitel, welches von der Bereitung der Tinktur handelt, treten die Metalle sogar als Personen auf, so dass eine eigene Art von Mythologie zu Stande kommt, worin das Geheimniss in mystischer Weise niedergelegt sein soll,

Man hatte so eine Masse von goldgelber Farbe, die sich in Formen giessen und prägen liess, sie hatte ein höheres specifisches Gewicht als Silber und Blei und nahm beim Putzen eine schöne Goldfarbe an.

In Frankreich galt Jaques Le Cor in Bourges für einen Alchemisten. Carl VII. entlehnte von ihm Geld zum Kriege gegen England im Jahre 1440 und machte ihn dann zum Finanzrath. Man sagt, er habe den König mit selbstgemachtem Golde unterstützt, Andere sagen, da die Fremden ihr falsches Gold in Frankreich unterbrachten und das gute Gold Frankreichs dafür einnahmen, so hatte Le Cor gerathen, die falschen englischen Stücke umzuschmelzen und mit französischem Gepräge zu versehen, um dadurch das gute Gold im Lande zu behalten. Vor den Erfolgen, welche damals die Franzosen mit Hülfe der Jungfrau von Orleans erzielten, hatten die Engländer schon durch Erpressung das gute Gold erworben und liessen die falschen Schildkronen zurück, wodurch Unzufriedenheit im Lande und der Sturz von Le Cor herbeigeführt wurde. 1448 hatte ihn der König als Gesandten nach Lausanne geschickt, da starb des Königs Geliebte Agnes Sorel. Man wusste dem Könige glaubhaft zu machen, Le Cor habe sie vergiften lassen, weshalb Le Cor verhaftet und peinlich verhört wurde. Neue Kläger traten auf, die ihn als Falschmünzer beschuldigten. Die Giftklage wurde nicht erwiesen und wegen der Falschmünzerei durfte der König sich seiner nicht annehmen. Durch königliche Milde wurde er nur des Landes verwiesen, während die Confiscation seines Vermögens nicht verfügt wurde.

An den deutschen Höfen wurde um diese Zeit auch fleissig an der Alchemie gearbeitet. Die Kaiserin Barbara, zweite Gemahlin des Kaisers Siegmund, wird uns als die erste Alchemistin nach Maria*), der Schwester Mosis, genannt, welche Letztere von den Alchemisten als Eingeweihte betrachtet und als Maria Prophetissa aufgeführt wird; die Pariser Bibliothek ist sogar so glücklich, ihre Abhandlungen in griechischen Abschriften zu besitzen. — Kaiserin Barbara hatte die Eitelkeit, für eine Adeptin gelten zu wollen und brachte es darin bis zum Anschein, benutzte aber diesen zum Trug. Bei ihrem hohen Range würde Manches bemäntelt und nicht bekannt geworden sein, wenn nicht ein treuherziger Scribent, der Alchemist Laaz aus Böhmen, ihr Ankläger geworden wäre. Dieser erzählt die Sache wie folgt: »Da ich hörte, dass die Gemahlin des höchstseligen Königs Sigismund in Naturwissenschaften erfahren sey, so machte ich ihr meine Aufwartung und prüfte sie ein wenig in der Kunst. Sie wusste ihre Antworten mit weiblicher Feinheit abzumessen.

*) Im Hebräischen heisst Maria Myrjam.

Vor meinen Augen nahm sie Quecksilber, Arsenik und Anderes, was sie nicht nannte, daraus machte sie ein Pulver, von welchem das Kupfer weiss gefärbt wurde. Es hielt Strich wie Silber, vertrug aber den Hammer nicht. Damit hat sie viele Menschen betrogen. — Desgleichen sah ich bei ihr, dass sie heiss gemachtes Kupfer mit einem Pulver bestreute, welches eindrang, wodurch das Kupfer wurde wie fein gebranntes Silber, wurde es aber geschmolzen, so ward es wieder Kupfer. Solcher falscher Kunststücke zeigte sie mir viele. — Ein andermal nahm sie Eisensafran, Kupferkalk und andere Pulver und cementirte damit gleiche Theile Gold und Silber; dann hatte das Metall von innen und aussen das Ansehen wie feines Gold; aber wenn es geschmolzen wurde, verlor es die Farbe wieder. Damit sind viele Kaufleute von ihr angeführt worden.«

»Da ich nun lauter Lug und Trug sah, machte ich ihr Vorwürfe, sie wollte mich in's Gefängniss werfen lassen, doch mit Gottes Hülfe entkam ich.«

Nicht minder eifrig laborirte der zweite Sohn Friedrich I., Kurfürsten von Brandenburg, der Markgraf Johannes, welcher in der Geschichte des Brandenburgischen Hauses Johann der Alchemist oft genannt wird. Wahrscheinlich war er ein Schüler der Barbara, denn sein Oheim, der ihn erzog, lebte meist am kaiserlichen Hofe.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tritt uns Graf Bernhard von Trevigo aus Padua entgegen. Er beschäftigte sich schon im 14. Jahre mit Alchemie, arbeitete bis zum 46. Jahre ohne Erfolg, machte dann eine Reise durch Italien, Spanien, England, Holland, Frankreich, Deutschland, Barbarei, Aegypten, Palästina, Persien, war besonders lange in Griechenland, arbeitete in Klöstern mit Geistlichen, auch mit Weltlichen und setzte so den Rest seines Vermögens zu. Verarmt und muthlos kam er 1472 nach Rhodus, hier schützte ihn ein Kaufmann, der seine Familie kannte, durch ein Darlehn vor gänzlichem Mangel. Er fing wieder an zu arbeiten, stellte eine Revision über die erhaltenen Aussagen der Alchemisten an und nach einer Arbeit von 2 Jahren gelang ihm die Bereitung des Steines bis zum höchsten Grade; doch wissen wir wenig über das, was er weiter damit erzielte. Ich erwähne diesen Grafen Bernhard nur, weil er sich durch seine Schriften das volle Vertrauen der Alchemisten erworben hat. Er schildert darin nämlich, mit welchen Dingen er thörigter Weise fast 60 Jahre hindurch laborirt habe, geisselt dabei sich selbst und hat dann erst im hohen Alter die Freude, das Richtige zu treffen. Viele Alchemisten werden wol ihr eigenes Treiben in dem seinigen wieder gefunden und dadurch Vertrauen zu ihm gefasst haben. — Im Uebrigen gab es im 15. Jahrhundert in Italien viel falsche Alchemisten,

so dass der hohe Rath von Venedig 1468 die Beschäftigung mit Alchemie streng verbot.

In Deutschland trat um diese Zeit eine Reihe von Geistlichen, Aebte und Priester, als Alchemisten auf, unter denen uns Einer mittheilt, dass man die kirchlich verbotenen Schriften vermauerte, um sie gegen Visitation zu sichern.

In England mochte unter Gelehrten und Gebildeten der Glaube an Raimund's Leistungen Boden gefunden haben, denn unter Eduard IV. wurde die Erlaubniss ertheilt, natürliche Philosophie zu treiben und aus Quecksilber Gold zu machen. — Als Adept galt in England Georg Ripley, ein Augustiner-Mönch. Er durchreiste Frankreich, Deutschland, Italien, wo ihn Papst Innocenz VIII. zu seinem Kämmerer ernannte und ihn in Rom zu behalten wünschte; er kehrte jedoch nach England zurück, lebte ganz den Wissenschaften und wurde von den Klosterbrüdern als Zauberer und Schwarzkünstler verschrieen. Er soll in den letzten Jahren seines Lebens Summen verwendet haben, die das Vermögen eines Privatmannes weit übersteigen, obgleich er von Hause aus ohne Vermögen war. So soll er dem Johanniter-Orden, als dieser 1480 auf Rhodus von den Türken hart bedrängt war, den ganzen Ertrag seiner Kunst, nach und nach 100,000 Pfund, ob Gewichtpfund oder Pfd. Sterling ist nicht gesagt, in Gold gesandt haben, wodurch die Johanniter im Stande waren, sich noch 40 Jahre zu halten; doch ist die Sache nicht genugsam beglaubigt.

In Deutschland sollen um diese Zeit 3 Adepten gelebt haben, darunter Ludwig v. Neisse aus Schlesien, der eine rothe Tinktur besessen hätte, die 10 Theile Quecksilber in gutes Gold verwandelte. 1483 zeigte er am Marburgischen Hofe seine Kunst. Hans von Dornberg habe darauf von ihm die Mittheilung seines Geheimnisses verlangt, als er sich aber dessen weigerte, habe man ihn im Gefängnisse umkommen lassen.

Mit diesem Ludwig v. Neisse beginnt die durch mehrere Jahrhunderte fortdauernde Reihe fahrender Alchemisten. Weil viele, die berühmt geworden, ihre Meisterschaft auf Reisen erlangt haben sollten, so ward der Glaube herrschend, dass man nur auf diesem Wege zum Ziele gelangen könne. — Es gab aber auch zu jener Zeit viele alchemistische Dilettanten, welche eifrig lasen, aber sich nicht mit den Kosten beschmutzen wollten. Diese hatten Laboranten, welche für sie arbeiteten, daher gab es auch eine Masse fahrender Laboranten, welche ein nahrhaftes Gewerbe darin fanden, gegen Sold so lange zu arbeiten, als das Zutrauen ihres Herrn währte, dann gingen sie weiter. Unter diesen war ein Sachse, Trismosinus, der in der Gegend von Venedig mehreren Herren diente, deren Jeder andere Manuskripte hatte. Er erntete hiernach nur

sophistisches Gold und Silber. Ein Zufall führte ihm arabische Vorschriften in die Hände, er arbeitete darnach, fand sie probat und ward so noch im hohen Alter Meister der Kunst. Er versichert, grosse Massen Gold erzielt zu haben. Sein Verfahren hat er umständlich und offen dargelegt. Die Beschreibung läuft darauf hinaus, dass er ein Gemisch aus gebranntem Alaun, Salpeter, Kochsalz und Sublimat sublimirt, das Sublimirte nochmals mit frischen Salzen sublimirt, dasselbe dann mit Alkohol übergiesst und im Wasserbade abdestillirt, bis die Hälfte als ein Oel zurückbleibt, das Ueberdestillirte wird auf den Rückstand gegossen, wieder destillirt und dies dreimal wiederholt. Dadurch erhält er den Mercurius philosophorum. Hiermit wird dünngeschlagenes Gold übergossen und digerirt. Das Gold löst sich, wird aber nicht flüssig, sondern bleibt wie Schmalz auf dem Boden; die darüberstehende Flüssigkeit wird abgegossen. Der Goldsatz in 2 Theile getheilt, die eine Hälfte wird mit Alkohol behandelt und 15 Tage gelinde digerirt, so wird es roth, das ist das Löwenblut. Es wird zur anderen Hälfte gesetzt, bei Hundstagshitze digerirt, es wird schwarz, buntfarbig, grau, in stärkerer Hitze gelb, zuletzt hochroth. Es ist die Grundlage der rothen Tinktur, sie wird in Papier auf 1000 Theile geschmolzenes Gold getragen. Wenn es $\frac{3}{4}$ Stunde mit einander fließt, so wird das Gold zur eigentlichen Tinktur; 1 Theil hiervon auf 1000 Theile feines Silber geworfen, so wird letzteres zum höchsten Golde etc.

Im 16. Jahrhundert führte die Reformation eine freiere Publicität herbei, manches Kloster und damit manche alchemistische Werkstatt wurde aufgehoben. Meinungen für und gegen die Alchemie gaben Veranlassung zu Reibungen, ohne dass jedoch eine Aenderung in dem Stande der Sache herbeigeführt wurde. Melancton nannte die Alchemie eine gleissende Betrügerei; dagegen war Luther ein Gönner der Alchemie. Er sagt: »Die Kunst der Alchemey ist recht und wahrhaftig der alten Weisen Philosophey, welche mir sehr wolgefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vielerlei Nutzbarkeit, die sie hat mit destilliren und sublimiren in den Metallen, Kräutern, Wassern und Oelitäten, sondern auch wegen der herrlichen und schönen Gleichniss, die sie hat mit der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. Denn eben, wie das Feuer aus einer jeden Materie das Beste auszieht und vom Bösen scheidet und also selbst den Geist aus dem Leibe in die Höhe führt, dass er die obere Stelle besitzt, die Materie aber, gleichwie ein todter Körper, in dem keine Seele mehr ist, unten am Boden oder Grunde liegen bleibt, also wird auch Gott am jüngsten Tage durch sein Gericht, gleichwie durch Feuer, die Gerechten und Frommen scheiden von den Ungerechten.« Man sieht je-

doch hieraus, dass der Reformator eigentlich die Chemie meint, wenn er von der Alchemie spricht.

Einer der grössten Charlatane jener Zeit war Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, ein Schweizer, geb. 1493 zu Einsiedel, gest. 1541 zu Salzburg. In der Jugend war er fahrender Schüler, stellte den Leuten die Nativität, citirte Geister, verschnitt Schweine, half Schätze graben; lehrte alchemistische Prozesse um ein Billiges, bereiste Deutschland, Holland, Schweden Preussen, Polen, Ungarn, Spanien, Portugal, Aegypten und die Türkei, hatte sich dabei viel praktische Erfahrung angeeignet, kam als Wunderdoktor zurück, wurde Professor der Arzneikunde in Basel, verliess aber wegen eines Zerwürfnisses mit den Behörden diese Stelle wieder, trieb sich oft in voller Trunkenheit unter der Hefe des Volkes umher, schrieb aber viel und galt dabei als Orakel seiner Zeit. Er behauptete dreist, Adept zu sein und will Schätze durch seine Kunst erlangt haben, die weder der römische Leo, noch der deutsche Karl bezahlen könne; anders wo sagt er »die Alchemisten dreschen leeres Stroh«, während er seinen Mercurius vitae rühmt, womit er das Gold seiner Kunden gewann. — Seine mit vielem Talent aufgestellten Ideen, Entdeckungen und grossen Verbesserungen auf dem Gebiete der Medicin sollen durch diese Darstellung nicht geschmälert werden, obgleich viele seiner Erfahrungen durch ein frivoles Spiel mit Menschenleben gewonnen wurden.

Um diese Zeit durchzogen Deutschland viel Betrüger als Alchemisten, von denen ich einige kurz erwähnen will.

Leonhard Thurneysser, geb. zu Basel 1530, gest. zu Köln 1595, machte unter Anderen beim Grossherzog von Toscana das Kunststück, einen eisernen Nagel zur Hälfte in Gold zu verwandeln. Der Nagel wurde noch lange nachher im Schlosse zu Florenz als Merkwürdigkeit gezeigt und täuschte Viele. Später hat man besser nachgesehen und gefunden, dass die goldene Spitze angelöthet war. Wahrscheinlich hatte Thurneysser diese goldene Spitze vorher mit Graphit überstrichen, der dann beim Ablöschen in seiner Flüssigkeit absprang.

Sebastian Siebenfreund aus Skenditz bei Leipzig wurde von Einigen als Adept betrachtet, da er einen schottischen Edelmann in Hamburg innerhalb 24 Stunden mit seiner Tinktur, die er als den Stein der Weisen bezeichnete, heilte; er vergoldete darauf damit einen silbernen Löffel und soll dann von Neidern überfallen und ermordet worden sein.

Von einem Carmelitermönch Bayer wird berichtet, dass er 1570 aus Italien nach Deutschland gekommen sei, wo er in Augsburg und Nürnberg Proben seiner Kunst abgelegt habe; aber, heisst es weiter, böse

Buben überfielen ihn bei Nacht, erstickten ihn im Bette und raubten seine Tinktur.

Eine Anna Maria Ziegler kam nach Braunschweig, versprach dort dem Herzog goldene Berge, wurde aber des Betrugs überwiesen und 1575 in einem eisernen Stuhle verbrannt.

Mamugnano, gebürtig von der Insel Cypern, machte in München seine Probe, man entdeckte seine Betrügerei und hängte ihn 1590 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einen vergoldeten Galgen.

Unter den Alchemisten der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts spielt Kaiser Rudolf II. eine hervorragende Rolle. Er war gleichsam der Fürst der Alchemisten und seine Residenz der Sonnenpunkt der Alchemie. Geboren in Wien 1552, erzogen in Spanien am Hofe Philipp II., fasste er früh Neigung zu geheimen Wissenschaften. 1576 folgte er seinem Vater auf den Kaiserthron und nahm seine Residenz in Prag. Astrologie, Magie und Alchemie waren seine Lieblingsstudien, die anfangs nur seine Mussestunden ausfüllten, später aber, als die Verhältnisse der Reichs-Regierung durch die Händel der Katholiken und Protestanten, durch Türkenkriege und durch die Anmassungen der Reichsfürsten verwickelter wurden, entzog er sich den Regierungsgeschäften, verschloss sich in seiner Hofburg und gab sich ganz den Forschungen hin. Nur Eingeweihte dieser Mysterien umgaben ihn. Tycho de Brahi, Kepler, der Magnus Dee, waren sein Beistand in der Astrologie und Magie; seine Leibärzte waren Alchemisten, seine Kammerdiener waren die Gehilfen bei seinen fast unablässigen alchemistischen Arbeiten. Ausserdem waren alle fahrenden Alchemisten bei ihm willkommene Gäste und er beschenkte sie reichlich, wenn sie interessante Versuche anzustellen wussten; die, welche nicht von selbst kamen, liess er holen, so weit des Reiches Grenzen reichten, mit Ausländern von Ruf correspondirte er. Von Vielen wurde er zu den Adepten gezählt, denn nach seinem Tode 1612 fand man unter seinem Nachlass ausser einer aschgrauen Tinktur 84 Ctr. Gold und 60 Ctr. Silber, die in Ziegelsteinformen gegossen waren. Ich habe hier eine Charakteristik von Rudolf II. eingeschaltet, weil ich in dem Nachfolgenden noch öfter auf ihn zurückkommen muss.

In England lebte damals ein Notar Talbot, der wegen gefälschter Urkunden mit abgeschnittenen Ohren fortgejagt wurde, dann den Namen Kelley annahm und nach Wales flüchtete. In dem Wirthshause eines Dorfes, wo er übernachtete, fand er eine alte Handschrift vor, welche die Leute nicht lesen konnten; er entdeckte, dass sie von Metallverwandlung handle und erfuhr von dem Wirthe, dass sie in dem Grabe eines alten Bischofs gefunden worden. Es war dort nämlich die Sage verbreitet, der

Bischof wäre reich gewesen und seine Schätze hätte man mit ihm begraben. So lange nun England noch katholisch war, hatte die Ehrfurcht vor dem Grabe eines Heiligen die Leute abgehalten, den Schatz aufzusuchen; als aber unter Elisabeth die Reformation durchgeführt und die Klöster geräumt wurden, begann das Volk die Kirchenbilder zu stürmen und dabei wurde denn auch das alte Grab erbrochen; aber, erzählte der Wirth, man habe weder Gold noch Silber, noch Edelsteine darin gefunden, sondern diese Handschrift und 2 Kugeln aus Elfenbein, von denen die eine mit einem rothen, die andere mit einem weissen Pulver gefüllt gewesen. Für einen frischen Trunk habe man ihm, dem Wirthe, die ganze Ausbeute überlassen, die er den Gästen gern zeige. Die Kugeln hätten seine Kinder zum spielen. Talbot zeigte sich als Curiositätenfreund, bot für das Ganze 1 Pfd. Sterling und freudig schlug der Wirth ein. Talbot wusste aus der Schrift, was es mit den Kugeln für eine Bewandniss habe; aber unerfahren mit chemischen Arbeiten, wandte er sich an seinen alten Freund, den Dr. Dee. Dieser erkannte die Pulver als die rothe und weisse Tinktur. In der Werkstatt eines Goldarbeiters machten Beide die Projektion auf Blei, sie gelang nach Wunsch. Nun gingen sie, damit Talbot nicht entdeckt werde, nach Deutschland. Dies war 1585. Hier verbrauchte Kelley viel Geld, übte daher die Handhabung der Tinktur fleissig aus und ergab sich dem Trunke. Im Rausche prahlte er viel von seiner Kunst und schenkte dann das gemachte Gold Denen, die ihn bewunderten. Zu Prag im Hause des kaiserlichen Leibarztes Thaddäus van Hayek wurde in zahlreicher Versammlung mit einer kleinen Menge Tinktur ein ganzes Pfund Quecksilber in gutes Gold verwandelt. Die Hayek'schen Erben haben noch lange nachher ein Stück Gold von 12 Loth besessen, das von jener Projektion herrührte und den Nachfragenden gezeigt wurde. Kaiser Rudolf liess darauf den Britten vor sich kommen. Die Probe ward in seinem Beisein mit demselben Erfolge wiederholt und der Monarch ernannte Kelley zum Freiherrn von Böhmen, zog ihn an seinen Hof und überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen in der Voraussetzung, dass Kelley Adept sey und die Bereitung mittheilen werde. Kelley nahm dies wohlgefällig so auf; allein der Prahler versetzte sich in die misslichste Lage, denn die alte Handschrift lehrte die Bereitung nicht, der Vorrath der Tinktur aber war erschöpft. Einige Zeit hielt er den Kaiser mit Versprechungen hin, als er dann aber zu entweichen suchte, wurde er 1591 verhaftet und im Schlosse Zoberlau verwahrt. Er versprach nun zu offenbaren, was er wisse, wenn man ihn der Haft entlassen wollte. Mit Genehmigung des Kaisers kehrte er nach Prag zurück, arbeitete mit Dee unter dem Beistand von dessen magischen Apparaten und Anrufung der infernalischen Geister,

aber vergebens. Er konnte sein Versprechen nicht erfüllen, auch nicht entfliehen; in seiner Wuth darüber erstach er einen gewissen Hunkler, der auf ihn Acht geben sollte. Darauf ward er gefesselt und ins Gefängniss gebracht. Die Königin Elisabeth liess ihren Unterthan zwar reklamiren, aber ohne Erfolg. Bei einem Fluchtversuch brach er ein Bein und starb darauf nach einigen Tagen 1597. Dee ging 1589 nach England zurück, erhielt von Elisabeth eine Pension und den Auftrag, das Kelley'sche Pulver auszuarbeiten; er konnte aber nichts zu Stande bringen.

Kurfürst August von Sachsen, der 1553—1586 regierte, arbeitete eigenhändig und fleissig am Stein der Weisen. Er hatte sein eigenes Laboratorium, liess gern von sich sagen, dass er die Meisterschaft erlangt habe. 1577 schrieb er dem italienischen Alchemisten Francesco Forense »so weit bin ich nun gekommen, dass ich täglich aus 8 Unzen Silber 3 Unzen gutes Gold machen kann.« Auch seine Gemahlin, Anna von Dänemark, wegen ihrer Wohlthätigkeit Mutter Anna genannt, war eifrige Alchemistin. Zu Annaberg hatte sie ein grosses Laboratorium aufbauen lassen, worin 4 grosse Oefen und mehrere kleinere fortwährend im Gange waren, wie uns Kunkel berichtet. Der Kurfürst, sowie auch seine Gemahlin hatten oft von Alchemisten Zuspruch, von denen Beuther und Schwertzer eine zweideutige Berühmtheit erlangt haben. Beuther, den der Kurfürst hatte erziehen und die Probirkunst erlernen lassen, war Münzprobirer in St. Annaberg. Seine Stube und Laboratorium waren in einem daselbst gewesenen Kloster. Kunkel erzählt von ihm nun Folgendes: »Einst sieht er dort einen Faden an der Wand herabhängen, er zieht daran, wodurch sich etwas Kalk ablöst, dahinter aber wird er einen dicken viereckigen Stein gewahr, den er aushebt, dahinter sind 3 Partikularprozesse. Er versucht diese, findet sie richtig, fängt dann aber ein liederliches Leben an und vernachlässigt seinen Dienst. Der Kurfürst, dem dies Alles gemeldet wurde, liess ihn in Arrest bringen und verlangte, dass er seinen Anklägern Alles lehren solle, diese sollten dann dem Kurfürsten den zehnten Theil an Gold und Silber geben, das Uebrige aber gegen einen gewissen Preis in die Münze liefern. Die Ankläger waren erst Beuther's Vertraute gewesen, versuchten dann vergeblich das nachzumachen, was Beuther ihnen vormachte, wodurch sie fast in Armuth gerathen waren. Beuther blieb nun mit seiner Kunst immer etwas geheim, denn wenn er selbst dabei war, ging die Sache gut, in seiner Abwesenheit aber konnte keiner es treffen. Der Kurfürst hatte ihm vordem viel Gnade erwiesen, hatte sich selbst zum Gevatter erboten, als Beuther's Frau der Niederkunft nahe war und dabei erlaubt, ihn als Herr Gevatter anzureden. Da aber gute Worte nicht halfen und er in die von ihm angegebenen

Prozesse viel abergläubische und unausführbare Possen gesetzt, wurde ihm der Prozess gemacht, dessen Urtheil lautete, ihn wegen der Prozesse peinlich zu befragen, wegen der Untreue ihn zur Staupe schlagen, die beiden Finger ihm wegen des Meineides abzuschlagen und ihn gefangen zu halten, damit er nicht anderen Potentaten die Prozesse brächte.« — Beuther hatte im Gefängniss angeschrieben »Versperrte Katzen mausen nicht.« Es wurde ihm zugeredet, um Gnade zu bitten und nichts mehr verchweigen zu wollen. Dies geschah, man gab ihm einen gewissen Schirmer bei, dem er den Prozess lehren solle. Kunkel erzählt nun darüber weiter: »Als Beuther hierbei einen Regulus von einigen Mark gehabt, der so schön wie Gold, aber so spröde wie Pferdedreck gewesen, habe er den Schirmer weggeschickt, um einiges zu holen, damit es völlig gut werde. Bei Hinausgehen habe Schirmer gesehen, wie Beuther sein Wams aufgeklopft und etwas in's Feuer geworfen; aber bei seiner Zurückkunft habe Beuther besinnungslos auf dem Rücken gelegen und sey bald darauf gestorben.« In den Akten fand Kunkel angemerkt, dass der Kurfürst Beuther's Prozess 5 mal und Kurt Heller (einer seiner Ankläger) denselben 8 mal zu Stande gebracht habe, da nämlich Beuther zugegen war. Hiernach ist glaublich, dass Beuther beim Goldmachen Gold untergeschoben habe.

III.

Das 17. Jahrhundert, zu dem wir jetzt übergehen, liefert uns eine Reihe höchst merkwürdiger und unbestrittener Thatsachen, obgleich sie wegen der oft wiederholten Täuschungen und Betrügereien mit argwöhnischen Augen betrachtet und durch die vervollkommnete Probirkunst genauer untersucht wurden. Den Anfang macht der Schotte Setonius. Was man von ihm weiss, ist Folgendes: Zu Enkhuisen am Zuydersee wohnte ein Schiffer Jacob Hanssen, der 1601 auf der Nordsee vom Sturm überfallen und nach der schottischen Küste getrieben wurde. Der Grundbesitzer der Gegend, wo das Schiff strandete, half dem Schiffer in menschenfreundlicher Weise. Beide wurden Freunde, versprachen beim Abschiede sich wieder zu sehen. Im nächsten Frühjahr kam unser Schotte (Setonius) nach Enkhuisen zu seinem Gastfreunde, vertraute ihm dabei, dass er die Kunst besässe, Metalle zu verwandeln und überzeugte den ungläubigen Schiffer, indem er ein Stück Blei in Gold tingirte, wonach dann Tag und Stunde (13 März 1692 Nachm. 4 Uhr) mit einer Nadel darauf gekritz

wurde. Das Probestück wurde dem Schiffer verehrt, der es seinem Hausarzt, Dr. van der Linden, zeigte und demselben einen Theil davon schenkte. Der Enkel des Arztes hat noch das Gold bewahrt und dem berühmten Morhof gezeigt, der diese Geschichte erzählt hat. Auch in Amsterdam und Rotterdam hat Setonius Projektionen gemacht, worüber aber keine näheren Nachrichten vorliegen. Im nächsten Jahre treffen wir ihn in Deutschland in Gesellschaft des Dr. Dienheim, Prof. in Freiburg, der die Begegnung ausführlich schildert und darauf fortfährt: »Als wir in Basel im goldenen Storch abgetreten waren, hob mein Gefährte an: Ihr werdet euch erinnern, wie ihr auf der Reise, besonders auf dem Schiffe, die Alchemie durchgezogen und verunglimpft habt und wie ich versprochen, darauf zu antworten, nicht mit philosophischen Vernunftschlüssen, sondern mit Thatsachen. Die Sonne soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten. Ich erwarte nur noch Jemand, den ich nebst euch zum Zeugen machen kann.« Es wurde darauf der Dr. Zwinger herbeigerufen, der nicht weit vom goldenen Storch wohnte. Wir Drei gingen nun zu einem Goldarbeiter, Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit, den Schmelztiegel nahmen wir vom Goldarbeiter, Schwefel kauften wir unterwegs. Setonius rührte nichts an, befahl Feuer anzumachen, Schwefel und Blei schichtweise einzutragen und die geschmolzene Masse zu rühren. Nach $\frac{1}{4}$ Stunde sagte er: »Nun werft dies Brieflein in das fliessende Blei, aber hübsch mitten hinein.« In dem Papier war ein schweres fettiges Pulver, das etwas citronengelbes in sich hatte, aber man musste Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzunehmen. Wir thaten wie uns geheissen, obgleich wir ungläubiger als Thomas waren. Nachdem die Masse $\frac{1}{4}$ Stunde gekocht hatte und mit einem glühenden Eisen umgerührt worden war, musste der Goldschmied den Tiegel ausgiessen. Aber da hatten wir kein Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach des Goldschmieds Prüfung das ungarische und das arabische Gold weit übertraf. Es wog so viel, als das Blei vorher gewogen hatte. Er liess dann ein Stück von dem Golde abschneiden, gab es Zwinger zum Andenken, auch ich erhielt ein Stück, fast 4 Dukaten schwer, welches ich aufbewahre.« Jacob Zwinger, der Dr. der Medicin und Professor in Basel war, hat ebenfalls diesen Vorfall erzählt, das Stück Gold ist noch lange in der Zwinger'schen Familie aufbewahrt und Fremden gezeigt worden.

Von Basel reiste Seton nach Strassburg, nahm dort aber einen anderen Namen an. Hier trug sich Folgendes zu: Zu dem dortigen Goldschmied Güstenhöver kam ein Fremder, der etwas in dessen Werkstätte arbeitete, darauf schenkte der Fremde dem Goldschmied für die Erlaubniss und gehabte Bemühung ein wenig rothes Pulver, dessen Anwendung er

gezeigt hatte. Güstenhöver war eitel genug, die Projektion vor vielen Freunden zu machen, um für einen Adepten gehalten zu werden. Am nächsten Tage war das Stadtgespräch »Güstenhöver kann Gold machen«. Diese Neuigkeit wurde nach Prag berichtet und es kam Befehl, die Sache zu untersuchen.

Syndikus Hartmann, Stadtschreiber Junth und Rathsherr Kohllöffel hatten Güstenhöver zu vernehmen und sich das Kunststück zeigen zu lassen. Güstenhöver zeigte es ihnen 3 mal. Jeder von ihnen warf eine mitgebrachte Flintenkugel in einen gleichfalls mitgebrachten Tiegel und jeder erhielt von Güstenhöver ein Körnchen seines Pulvers in Papier gewickelt, welches sie selbst auf das fließende Blei warfen und jeder hatte endlich statt der Bleikugel ein Stückchen feines Gold*). Vom Kaiser kam hierauf Befehl, ihm Güstenhöver zu senden, der nun aber die Wahrheit sagte, dass er das Wunderpulver nicht zu bereiten wisse, dennoch wurde er transportirt und sollte nun Gold machen, obgleich sein Pulver verbraucht war. In der Angst entlief er, wurde aber wieder eingebracht und eingesperrt, da der Kaiser die Meinung hatte, dieser Mensch wisse mehr, als er gestehen wolle. Ein kaiserlicher Cabinetspoët hat sogar diesen Vorgang besungen.

Von Strassburg begab sich Setonius nach Frankfurt a. M., wohnte aber unter dem Namen eines Grafen in Offenbach und verkehrte in Frankfurt viel mit dem Kaufmann Koch. Dieser erzählt von Setonius: »er gab mir ein braunrothes Pülverchen, welches auf meiner Goldwage 3 Gran wog; solches that ich auf 2 Loth Mercurius vivi in einen Tiegel. Hernach füllte ich den Tiegel mit Pottasche etwa um die Hälfte an und gab dem Tiegel Feuer, so dass derselbe wol eine halbe Stunde in starkem Glühen stand. Hierauf hiess er mich ein kleines Stückchen gelbes Wachs hineinwerfen zur Erhöhung der Farbe, welches ich that. Als ich hernach den Tiegel herausnahm und zerschlug, fand ich am Boden ein Stückchen Gold, das 6 Quentchen und 6 Gran wog. Beim Juwelier ward es in meiner Gegenwart fünfmal umgeschmolzen und auf der Kapelle probirt, da es dann 23 Karat 15 Gran feines Gold und 6 Gran feines Silber gab. Von der Hälfte habe ich mir einen Hemdknopf machen lassen. Hätte ich nicht selbst alles verrichtet, so würde ich nicht glaüben, dass Mercurius als flüchtiges Metall dazu zu gebrauchen sey.«

In Frankfurt hatte Setonius noch mehrere Projectionen gemacht und ging dann nach Cöln. Am 5. August tritt er dort in die Apotheke auf

*) Als Rathsherr Kohllöffel gestorben war, heirathete die Wittve den Rathschreiber Glaser, der später als französischer Commissar den Frieden zu Münster mit unterhandelte, dieser hat 1647 das Kohllöffel'sche Gold in Paris gezeigt.

der Martinsthorgasse und fragt nach Lapislazuli. Die vorgezeigten Stücke gefielen ihm nicht. Der Apotheker verspricht, ihm schönere zu zeigen, wenn er anderen Tages wieder zusprechen wollte. In der Officin waren noch einige Gäste, die Magentropfen kauften, der alte Apotheker Raimund und ein Ordensgeistlicher. Einer bemerkt, es habe schon Jemand aus dem Lasur durch Alchemie Silber machen wollen, ein anderer entgegnet, es sei von Alchemie viel die Rede, aber man sehe Keinen, der etwas ausrichten könne. Dem gaben alle Beifall bis auf den Fremden, welcher anhebt, es sei nicht Alles Lug, was man davon geschrieben, und es dürfte wohl Künstler geben, die noch Grösseres verrichten könnten. Darüber lachen nun die Anderen laut. Der Fremde scheint beleidigt, geht murrend und gesticulirend hinaus. Des anderen Tages kommt er wieder, behandelt den Lasurstein, fordert dann Vitrum Antimonii, tadelt das Dargebotene und erbietet sich, dem Apotheker eine bessere Bereitung zu zeigen, wenn er Gelegenheit fände, vor dem Blasbalg zu arbeiten. Der Apotheker geht darauf ein, schickt ihn mit seinem erwachsenen Sohne, der den rohen Spiessglanz trägt, zu dem Goldschmied Hans Löhndorf. Dieser schüttet den Spiessglanz in einen Tiegel und setzt ihn in's Feuer. Unterdessen nimmt Setonius ein Papier aus der Tasche, theilt das darin enthaltene Pulver in 2 Theile, giebt die in Papier gewickelte Hälfte dem Goldschmied, damit er sie auf das geschmolzene Antimon werfe. Nach einer Weile wird auf sein Geheiss der Tiegel in einen Inguss ausgegossen, und da sieht der Goldschmied mit höchster Verwunderung, dass das Antimon zu Gold geworden. Des Apothekers Sohn, 2 Gesellen des Goldschmieds und ein Nachbar stehen dabei und sehen verblüfft den Fremden an.

Der Goldschmied begreift wohl, mit wem er es zu thun hat, und bittet, die andere Hälfte des Pulvers doch zu einem zweiten Versuch zu verwenden. Der Fremde willigt ein, heisst ihn, ein gewisses Gewicht Blei einzusetzen. Der Goldarbeiter beschliesst aber bei sich, den Fremden hierbei anzuführen und wirft mit dem Blei ein Stück Zinn in den Tiegel, wodurch das Gold so brüchig wird, dass es sich nicht treiben lässt. Der Prozess geht wie das erste Mal vor sich, es wird abermals Gold aus dem Tiegel ausgegossen, das nicht spröde war, sondern sich treiben liess, wie man wollte, auch alle Proben bestand. Noch eine andere ähnliche Geschichte wird von Seton aus Cöln berichtet, wobei $11\frac{3}{4}$ Loth Gold erhalten wurde. — Von Cöln reiste er nach Hamburg, wo er auch merkwürdige Projectionen gemacht haben soll; von Hamburg ging er nach München, und da um diese Zeit die Geschichte vorfiel, welche sich in Helmstedt mit Prof. Martini in dessen Vorlesung ereignete, die ich bereits erwähnt habe, so wird wol Setonius der unbekannte Edelmann gewesen sein.

In München hat er sich nicht als Adept gezeigt, wohl aber hat er dort eine schöne Bürgerstochter entführt. Den angehenden Ehemann treffen wir im Herbst desselben Jahres 1603 in Crossen auf dem fürstlichen Schlosse, wo damals der sächsische Hof weilte. Hier hat er seinem Begleiter William Hamilton Tinktur gegeben, der damit in Gegenwart des Kurfürsten und mehrer fürstlichen Gäste Gold aus Blei machte, das alle Proben bestand. Hamilton nahm hierauf Veranlassung, über Holland nach England zu gehen.

Bei Christian II., der 1601 die Regierung angetreten hatte, war durch den Versuch in Crossen die ganze Habsucht aufgeregt worden, obgleich ihm seines Vaters Glaube an die Alchemie lächerlich erschienen war. — Zu seinem Unglück wählte nun Seton Dresden zum Aufenthaltsort. Erst wurde er hier vom Kurfürsten ausgezeichnet, um ihm schmeichelnd sein Geheimniss zu entlocken. Als er darauf nicht einging, wurde er verhaftet und der Folter übergeben, geschraubt und mit glühenden Eisen gebrannt; doch er blieb standhaft, ohne etwas zu gestehen. Man liess ihm Zeit zur Heilung, dann wurde er abermals gefoltert, aber wieder ohne Erfolg, obgleich sein Körper an mehreren Stellen zerrissen war. Darauf wurde er in ein ekelhaftes Gefängniss gebracht, und 40 Mann von der Leibwache mussten ihn abwechselnd bewachen, wodurch man hoffte, ihn mürbe zu machen.

Damals hielt sich in Dresden ein polnischer Edelmann, Michael Sendivogius, auf, der das Vertrauen des Kurfürsten hatte und die Erlaubniss erhielt, den Gefangenen zu besuchen, um ihn auszuholen. Als er mit Seton allein war, rückte er mit seiner eigentlichen Absicht heraus und warf die Frage hin, was er ihm geben würde, wenn er ihn befreie. Setonius versprach dem Sendivog für seine Befreiung soviel, dass er auf Lebenszeit mit den Seinigen genug haben solle. Darauf reiste Sendivog nach Krakau, verkaufte dort ein Haus, das er geerbt hatte, kam mit dem Gelde zurück, wusste die Wachen eines Abends zu berauschen und entführte den Gefangenen, der seine Glieder nicht mehr brauchen konnte, auf einem bereitgehaltenen Wagen zunächst nach Setons Wohnung, wo die Tinktur verborgen war. Mit Hülfe von Seton's Gattin wurde sie gefunden, dann verliessen sie Dresden, fuhren Tag und Nacht bis nach Krakau. Aber die Befreiung kam zu spät, denn im Januar 1604 starb Seton in Krakau, nachdem er seine Tinktur unter seine Gefährten vertheilt hatte. — Sendivog erhielt eine Unze des Pulvers, heirathete dann die schöne Wittwe, welche ihm den Rest der Tinktur zubrachte. Er begann bald damit einen fürstlichen Aufwand zu machen, welcher den Verbrauch seines Pulvers sehr beschleunigte. Das gemachte Gold ver-

kaufte er durch Vermittelung eines Juden, welchen der Berichterstatter dieser Geschichte, Desnoyers, Sekretär der Königin von Polen, noch am Leben fand und darüber abhörte.

Mit seiner Tinktur that Sendivog nicht sonderlich geheim, da er für einen Adepten gelten wollte. Am polnischen Hofe hörte man von seiner Kunst, wünschte sie zu sehen, und er tingirte in Gegenwart Siegmund III. Silber in Gold.

Noch im Jahr 1604 ging er nach Prag, überreichte dem Kaiser Rudolf II. ein Wenig von seinem Pulver, womit der Kaiser die Transmutation eigenhändig vollbrachte und voll Freude hierüber liess er in dem Zimmer des Schlosses, worin der Versuch stattfand, eine Marmortafel in die Wand einsetzen mit der Inschrift:

»Faciât hoc quispiam alius,
Quod fecit Sendivogius Polonus«.

(Möge das irgend ein Anderer vollbringen, was der Pole Sendivog vollbracht hat.) Im Jahr 1650 war die Tafel noch dort.

Sendivog war Ausländer, weshalb ihn der Kaiser nicht zurückhalten konnte; aber die Leistung hatte Aufsehen gemacht und als er nach Krakau zurückkehren wollte, wurde er unterwegs von einem mährischen Grafen aufgegriffen, gefangen gesetzt und als Preis für seine Freilassung die Mittheilung des Geheimnisses gefordert; doch wusste er zu entkommen, indem er die Stube seines Gefängnisses durchfeilte. Als er in Sicherheit war, klagte er den Vorfall dem Kaiser, welcher dem Grafen die Strafe auflegte, dem Gekränkten ein Landgut abzutreten. (Es ist dies an der schlesischen Grenze gelegen und zugleich das einzige Erbtheil, das Sendivog seiner Tochter hinterlassen hat.)

Herzog Friedrich von Württemberg hatte von der Transmutation in Prag gehört, wollte gern den Wundermann kennen lernen und schrieb an den König von Polen, ihm den Adepten zu senden. Sendivog folgte dem Rufe. Sein Kammerdiener trug die Tinktur in einer goldenen Büchse auf der Brust, fabricirte auch selbst Gold, wenn die Reisekasse solches brauchte. Im glänzenden Aufzuge langte er 1605 in Stuttgart an und machte dem Herzoge 2 Projektionen, worüber dieser so entzückt war, dass er den Gast als einen ebenbürtigen Freund ehrte und ihm das schöne Gut Neidlingen zum Geschenk anbot, wenn er bleiben wollte. Der bisherige Hofalchemist des Herzogs, Müllenfels, welcher fürchtete, um sein Brod zu kommen, nahm Gelegenheit, den Polen zu warnen, sprach von Folter und dergl. und verläumdete den Herzog derart, dass Sendivog dem falschen Warner glaubte und den Weg zu seiner Rettung nahm, den dieser ihm bezeichnete. Hier wurde er aufgegriffen von Söldlingen des Müllenfels,

seiner Kleider und Sachen beraubt und in ein Thurmgefängniss gesetzt. — Der Herzog war verwundert über Sendivog's plötzliches Verschwinden; aber Müllenfels rieth ihm, den Undankbaren zu vergessen, machte sich anheischig, dasselbe wie Sendivog leisten zu wollen, machte auch mit der geraubten Tinktur glückliche Projektionen und erhielt nun das schöne Gut zum Geschenk. Seinen Gefangenen liess er dorthin kommen, gab ihm aber Gelegenheit zur Flucht, indem er die Fensterstäbe des neuen Gefängnisses sehr lose gemacht hatte und wurde dadurch auch den ihm schon lästig gewordenen Gefangenen los, der bereits 1 $\frac{1}{2}$ Jahr seiner Freiheit beraubt war.

Sendivog's Gattin hatte durch den zurückkehrenden Diener von der Einkerkung ihres Gatten Kenntniss erhalten und den Schutz des Königs von Polen angerufen. Da man nicht anders wusste, als dass die Verhaftung auf Befehl des Herzogs geschehen sei, so wurde eine drohende Note nach Stuttgart gesandt; fast gleichzeitig war eine Klage gegen Müllenfels eingelaufen, worin dessen Benehmen umständlich angezeigt wurde. Der Herzog liess darauf Müllenfels festnehmen, peinlich verhören bis er gestand, dann 1607 nach Urtheil und Recht hängen.

Sendivog's Tinktur war aufgegangen, vergeblich bemühte er sich aus dem schriftlichen Nachlasse Seton's die Bereitung herauszufinden. Seiner Stütze verlustig, sank er nun zum gemeinen Betrüger herab, liess z. B. Gold- und Silberblech zusammenlöthen, die Platte mit einem Thalerstempel prägen, verquickte die Goldseite und zeigte dann durch Bestreichen der Seite, Glühen und Ablöschen, die Verwandlung. Im Jahr 1646 ist er auf seinem Gute Gravarna gestorben.

Die Geschichte des Sendivog habe ich mit erzählt, weil sie die des Seton eigentlich ergänzt. Sie mögen nun beurtheilen, ob Seton mit Recht als Adept betrachtet wird.

Eine Episode aus dem Leben Sendivog's will ich hier noch einschalten: Auf seinem Gute wurde er einst von 2 Fremden besucht, welche ihm ein mit 12 Siegeln versehenes Schreiben überreichten. Es war dies von der Brüderschaft der Rosenkreuzer, welche ihn einluden, sich ihrem Bunde anzuschliessen. In seinen Einzelheiten ist dieser Vorfall insofern amüsant, als ein Horcher den andern aushorchen will, während Beide nichts wissen.

Es giebt mir dies Veranlassung, etwas über diesen Orden, der auch mit der Alchemie in Verbindung gebracht ist, anzuführen. Ein junger deutscher Theologe, Joh. Valent. Andreä, hatte auf einer Studienreise das Treiben der Alchemisten und Theosophen kennen gelernt und benutzte die dabei gesammelten Erfahrungen, um im Sinne und der Sprache dieser

Körperschaften dieselben in einer Schrift »die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz« zu verspotten, wozu dann noch die von ihm verfasste Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Confession der Fraternität des Ordens vom Rosenkreuze kam, welche anfänglich beide in Handschriften umliefen und 1613 anonym im Druck erschienen. In dieser Schrift wird erzählt, dass ein Deutscher, Namens Rosenkreuz, 1378 den Orient bereist habe und dort in die Mysterien der Weisen eingeweiht worden sei. Zurückgekehrt, vertraute er nur Wenigen diese Geheimnisse; aber 1604 fand man sie in seinem Grabe. Seitdem wurden die wichtigsten Kenntnisse, namentlich über die Bereitung des Steins der Weisen und die Verlängerung des menschlichen Lebens auf mehrere Jahrhunderte, nur den Würdigsten unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, dies waren die Rosenkreuzer. Diese mit Geschick vorgetragene Fabel täuschte Viele, die dann eifrig sich erkundigten, wo diese erhabene Verbrüderung zu finden sei; Andere benutzten sie zu ihren Zwecken, sprachen davon mit wichtiger Miene und verhalfen den Wissbegierigen zur näheren Verbindung mit dem unbekanntem Orden, so dass die Brüderschaft bald in Wirklichkeit vorhanden war und sich in Deutschland, Frankreich, Holland, England verbreitete; man stiftete mehr und mehr neue Zirkel, die dann der Sammelplatz der Liebhaber alles Mystischen wurden. Den meisten Aspiranten war daran gelegen, die Bereitung des Steines der Weisen zu erfahren. Man suchte sie zu beschäftigen, indem man ihnen Versprechungen machte; aber sie mussten selber suchen und ihren Oberen berichten, was sie arbeiteten, damit, wenn etwa Einer das Geheimnis finden sollte, man brüderlich theilen könne.

Ich kehre zur Geschichte der Alchemie zurück, aus der ich noch mehrere Zeugnisse anzuführen habe, die für die Sache sprechen.

Claude Berigard, ein Philosoph, der in Paris und Padua lehrte, schrieb 1643, dass er mit einem Künstler über die Frage gestritten, ob aus Quecksilber Gold entstehen könne. Darauf habe er von Jenem 1 Drachme Pulver erhalten, von der Farbe des wilden Mohns; er erzählt dann: »um vor jeder Täuschung sicher zu sein, wählte ich aus meinem Vorrath Tiegel, Kohle und Quecksilber, von denen ich versichert war, dass kein Gold darin verborgen sei. Ich machte dann 10 Drachmen Quecksilber heiss, warf das Pulver darauf; alsdann gerann es und lieferte beinahe 10 Drachmen Gold, welches in allen Proben der Goldarbeiter bestand und von ihnen für sehr fein erkannt wurde. Hätte ich diesen Versuch nicht ganz allein angestellt und zwar an einem Orte, wohin ausser mir Niemand kam, so würde ich argwöhnen, dass Jemand mir einen Possen ge-

spielt habe; so aber kann ich zuversichtlich bezeugen, die Sache verhalte sich so.«

Aus demselben Jahrzehnt kann ich eine gut verbürgte Nachricht mittheilen, welche der Pfarrer Gross, ein in Genf geachteter Geistlicher, dem Arzt Manges in Genf mitgetheilt hat, welcher in einem von ihm herausgegebenen Werke darüber Folgendes erzählt:

»Der Pfarrer Gross, ein erfahrener Chemiker, hat mir Folgendes mitgetheilt. Im Jahre 1650 kam ein Italiener in unsere Stadt Genf in das Wirthshaus zum goldenen Kreuz. Als er sich einige Tage aufgehalten hatte, bat er den Wirth de Luc, er möge ihm Jemand zuweisen, der das Sehenswürdige zeige. De Luc empfahl ihm den jungen Gross, welcher damals in Genf studirte. Dieser ging 15 Tage mit dem Fremden und that seinem Verlangen Genüge. Einst klagte der Italiener, das Geld gehe ihm aus. Der Student besorgte schon, man wolle bei ihm borgen; allein der Fremde fragte nur, ob er nicht einen Goldschmied wisse, bei dem er etwas machen könne. Gross führte ihn zum Goldarbeiter Bureau, welcher willig hergab, was man von ihm verlangte, auch Zinn und Quecksilber anschaffte und ihnen seine Werkstatt zum ungestörten Gebrauche einräumte. Als der Fremde mit seinem Diener und Gross allein war, liess er in einem Tiegel das Zinn schmelzen und in einem zweiten das Quecksilber erhitzen, dieses dann zum Zinn giessen und ein wenig rothes Pulver, in Wachs gewickelt, darauf werfen. Es entstand ein Geräusch und viel Rauch, währte aber nicht lange. Auf einmal ward Alles still. Der Tiegel ward dann in 6 bereitgestellte Formen ausgegossen und man hatte nun 6 Stangen Gold. Der Goldschmied ward herbeigerufen und musste ein Stück davon probiren. Er prüfte es auf den Strich, mit Scheidewasser, auf der Kapelle, auch mit Spiessglanz und fand, es sei das feinste und geschmeidigste Gold. So schönes Gold, rief er aus, habe er in seinem Leben noch nicht unter Händen gehabt. Der Adept schenkte ihm das probirte Stück für seine Dienste. Die Stangen trug er mit Gross zum Münzmeister Baques und empfing dagegen dasselbe Gewicht in spanischen Doublonen. Dem Studenten gab er 20 Doublonen für seine Bemühungen und darüber noch 15 Doublonen zu einem Abendessen, wozu er Gross und Bureau eingeladen hatte. Darauf machte er einen Spaziergang, kehrte aber nicht zurück.

Wenn man in Erwägung zieht, dass die Projektion, welche van Helmont mit der ihm geschenkten Tinktur machte, auch so in diese Zeit fällt, so kommt man auf den Gedanken, dass diese Projektionen von demselben Fremden herkommen; denn ein Nachfolger Setons, durch dessen Schicksal furchtsam gemacht, irrte flüchtig umher, ohne sich erkennen

zu geben, und obgleich sein Wirken nicht verborgen bleiben konnte, so ist es doch seiner Vorsicht gelungen, alle Nachforschungen zu vereiteln. In einer Schrift, die er gleichsam als Abschiedsworte schrieb, nennt er sich Philaletha.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts geschahen in Deutschland noch einige Transmutationen, deren Wahrheit von Personen beglaubigt wird, die keinen Zweifel an ihrem Charakter zulassen.

Als Kaiser Ferdinand III. 1648 in Prag war, brachte ihm ein gewisser Richthausen einen Gran rothen Pulvers, mit dem Bericht, es sei der berühmte Stein der Weisen und rühre her von einem Verstorbenen. Ferdinand III. war nicht Alchemist, aber doch neugierig, die Bestätigung der wunderbaren Sache mit eigenen Augen zu sehen. In des Kaisers Gegenwart wurde der Versuch vom Oberbergmeister Grafen Russ angestellt, und man erhielt aus 3 Pfd. Quecksilber 2 Pfd. 11 Lth. 3 Quent feines Gold. Der Kaiser war über den unerwarteten Erfolg erfreut, ernannte Richthausen zum Freiherrn von Chaos und verlieh ihm das einträgliche Amt eines ungarischen Kammergrafen. Aus dem Golde liess er eine Denkmünze von 300 Dukaten schlagen mit einer lateinischen Aufschrift, die zu Deutsch lautet: wundervolle Verwandlung, bewirkt zu Prag den 15. Januar 1648 in Gegenwart des Kaisers Ferdinand III. So wie diese Kunst nur wenigen Menschen verliehen ist, so kommt sie auch nur selten zum Vorschein. Gepriesen sei Gott in Ewigkeit, der einen Theil seiner unendlichen Macht uns, seinen unwürdigsten Geschöpfen offenbart.

Der Arzt Joh. Zwelffer, welcher bei Ferdinand's Nachfolger, Leopold I., in Gnaden stand, bat den Kaiser um Besichtigung der Münze, Leopold wusste nichts von ihr, so auch nicht der Schatzmeister; als man aber nachsuchte, fand man sie in dem verborgenen Fache eines Schrankes. Zwelffer erhält dann die Medaille auf 14 Tage, damit er sie beschreiben und in Kupfer stechen lassen könne, was denn auch geschehen ist.

Richthausen wird nicht den ganzen Vorrath seiner Tinktur dem Kaiser gegeben haben, denn 1658 tingirte er damit in Gegenwart des Kurfürsten von Mainz, wie dieser selbst berichtet hat.

Auch Joh. de Monte Snyder hat um diese Zeit einige Mal tingirt, aber, wie es scheint, mit einer fremden Tinktur, obgleich er selbst sagt, dass er die Bereitung verstehe. Eine seiner merkwürdigsten Transmutationen wurde in Aachen von dem Goldarbeiter und Münzmeister Guillaume ausgeführt. Monte Snyder liess ihn 28 Lth. Blei schmelzen, setzte noch $\frac{1}{2}$ Lth. Kupfer dazu, gab dann dem Goldarbeiter von den vielen Papierchen, die er bei sich hatte, das kleinste, liess es wiegen, ob

es nicht 4 Gran wiege; es wog $3\frac{1}{2}$ Gran. Dies liess er in Wachs gewickelt auf das geschmolzene Metall werfen, blieb auf einem Stuhle dabei sitzen, trank Wein und plauderte. Als das Metall ausgegossen wurde, war es spröde wie Glas. Es wurde noch sechs Mal in 9 Tiegeln umgeschmolzen und ausgegossen, womit man diesen Tag und den folgenden Morgen zu thun hatte. Nach jedem Giessen hatte es an Gewicht abgenommen, aber zuletzt blieben 18 Lth. des schönsten Goldes übrig, die Monte Snyder zu sich nahm und versprach, Nachmittags wieder zu kommen, blieb aber aus. Ein Paar Körner, die im letzten Tiegel übrig geblieben, wurden vom Münzmeister zum Andenken aufgehoben. Der in den anderen Tiegeln verbliebene Rest wurde zusammengekratzt, ähnlich behandelt und lieferte noch für 18 Thlr. gutes Gold, womit gleichsam die Arbeit bezahlt war. — Hiernach könnte man annehmen, Monte Snyder habe erfahren wollen, wie weit die Kraft seiner Tinktur reiche.

In dieser Zeit, im Jahre 1654, wurde in Nürnberg eine alchemistische Gesellschaft gegründet, die bis 1700 bestanden hat und die ich hier anführe, weil der berühmte Philosoph Leibnitz in seiner Jugend einige Zeit mit derselben in Verbindung gestanden hat. Man nahm ihn als besoldeten Sekretär und Geheimschreiber auf, er hielt aber nicht lange aus; eine gewisse Vorliebe für die Alchemie hat Leibnitz jedoch behalten.

Zu dem Treiben der damals als Alchemisten herumziehenden Schwindler liefert ein gewisser Borri eine Charakteristik. Er hatte die römische Kirche angegriffen, wurde vom Bannstrahle verfolgt und floh 1661 aus Italien, hausirte mit dem Stein der Weisen, kam nach Kopenhagen und trat als Alchemist in die Dienste Friedrich III. von Dänemark. Zwei gewaltige Bullenbeisser führte er mit sich, citirte durch Beschwörungen einen Geist, den er seinen Homunculus nannte, und liess sich von diesem die Geheimnisse lehren. Nach dem Rath des Geistes wurde nun ein Ofen gebaut, der aber nie abgerissen werden durfte. Da dann aber der König wünschte, diesen Ofen zu seiner Bequemlichkeit in der Nähe des Schlosses zu haben, musste das ganze Haus, worin der Ofen stand, durch Maschinen über den Wall gehoben und nach dem Schlosse hintransportirt werden. Als nach des Königs Tode Borri verabschiedet wurde, ging er nach Wien, wurde hier vom Nuntius erkannt, reklamirt und auf die Engelsburg gebracht, wo er 1695 starb.

Aus dem 17. Jahrhundert will ich noch den Baron von Wagnereck erwähnen, da er mit zu den Adepten gezählt wird. Woher er den Barontitel hat, weiss man nicht, denn er gehörte einer bürgerlichen Familie Bayern's an, sein Onkel war der als Schriftsteller bekannte Jesuit Wagnereck. Ich nehme seine Geschichte auf im Jahre 1682, wo er in

Mähren von der Wassersucht befallen war und sein Arzt, Dr. Herdott, ihn geheilt hatte. Der dankbare Adept belohnte seinen Arzt reichlich, zeigte ihm seine Tinktur, sowie deren Wirkung, und versprach ihm späterhin etwas davon. Hierauf reiste er nach Wien, verabredete aber eine posttäglich fortgesetzte Correspondenz mit ihm, damit er ihn weiter beurtheilen und berathen könne. In Wien besuchte dann ein Fremder, der Wagnereck gewesen sein soll, den Hofgoldarbeiter Bauhof, machte diesem den Antrag, gemeinschaftlich mit ihm eine Quantität Gold aus Kupfer zu machen, wozu er das Verfahren angeben wolle. Bauhof misstraute und wollte sich nicht einlassen. Der Fremde gab nach missglückten Verhandlungen dem Goldschmied etwas Pulver, bat ihn, sich selbst von der Wirkung zu überzeugen und es zu 25 Lth. geschmolzenem Kupfer zu setzen. Bauhof hatte auch hierzu keine Lust, bis ein Freund ihn überredete, einen Versuch doch zu machen, da ja nichts dabei zu verlieren sei. Als er ihn anstellte, erhielt er beinah 25 Loth gutes Gold. Mit Sehnsucht erwartete er die Wiederkehr seines Adepten, suchte ihn in ganz Wien, aber vergebens. Das plötzliche Verschwinden wird durch folgenden Umstand aufgehehlt. Die Correspondenz mit seinem Arzt erhielt er durch einen Dritten. Diesen traf er eines Tages nicht zu Hause, wohl aber einen an diesen gerichteten Brief mit der Aufschrift der von ihm gekannten Hand seines Arztes. Man händigt ihm diesen Brief ein. Bei der Eröffnung findet er zwar den für ihn bestimmten Brief darin, daneben aber ein offenes Schreiben an den Kaiser Leopold mit einem Auftrage an den Empfänger, das Schreiben nach genauer Einsicht zu versiegeln und schleunigst zu übergeben. Es enthielt dies den Bericht, dass der unbekannt in Wien sich aufhaltende Baron von Wagnereck in einem Behältniss, welches genau beschrieben war, 24 Lth. ächte Tinktur bei sich führe, da aber der Inhaber binnen Kurzem sterben werde, so wünsche Herdott, dass jener Schatz in keine andere als kaiserliche Hände komme. Er wolle demnach anheimgeben etc.

Der Kranke suchte hierauf schleunigst Passau zu erreichen, starb aber schon in Ens, wohin ihm sein Oheim, Pater Wagnereck, entgegen gekommen war. Wo die Tinktur geblieben, davon weiss die Geschichte nichts.

Wenn wir nun einen kurzen Rückblick auf die Thatsachen werfen, welche ich aus der Geschichte der Alchemie angeführt habe, so finden wir, dass die meisten Transmutationen von Personen ausgeführt sind, die selber die Tinktur nicht zu bereiten wussten. Es gehören dazu Kelley, Güstenhöver, Sendivog, van Helmont, Riehthausen, Helvetius. Viele von den Anderen haben eine Geschichte, welche manche Zweifel darüber zu-

lassen, ob die angeführten Thatsachen vollkommen wahr sind; dahin gehören Arnold von Villanova, Raimundus Lullus, Basilius Valentinus Graf Bernhard, Monte Snyder, bei Raimund Lullus wird sogar angezweifelt, ob er je in England gewesen, wie ich dies schon angeführt habe. — Ganz anders steht es in dieser Beziehung mit dem Schotten Setonius, von dem ich nichts anzuführen hatte, das geeignet wäre, Zweifel zu erregen; von allen Alchemisten wird er als wirklicher Adept bezeichnet, und ich habe absichtlich eine grössere Anzahl Thatsachen von ihm ausführlich erwähnt, um meine, in der ersten Vorlesung aufgestellte Behauptung zu rechtfertigen, dass es oft eben so schwer sei, nach den geschichtlichen Ueberlieferungen die Möglichkeit einer Täuschung anzunehmen, als vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus die Wahrheit der Thatsachen zu glauben.

IV.

Das 18. Jahrhundert bringt uns gleich im ersten Viertel einen der interessantesten Adepten, welcher der grosse Unbekannte genannt wird, an vielen Orten Transmutationen veranlasst hat, aber nirgends selbst vor Zeugen tingirte. Grosse Summen, die auf 1 Million geschätzt werden, hat er mit vieler Vorsicht durch Andere darauf verwendet, aber sobald das Kunststück versucht war und Aufsehen erregte, war er weg. Sonderbar erscheint der Umstand, dass dieser Unbekannte sich da, wo man nach seinen Pässen fragte, für einen griechischen Bettelmönch auszugeben pflegte und sich Laskaris nannte. Er wollte Archimandrit eines Klosters auf Mytilene sein, sprach das Griechische fertig, hatte Beglaubigungsschreiben des Patriarchen von Constantinopel bei sich und sammelte Almosen zur Loskaufung christlicher Gefangener bei den Türken; jedoch wollte man bemerkt haben, dass er weit mehr an die Armen verschenkte, als die Collekten eintrug, und ist auf die Vermuthung gekommen, dass er dem wahren Laskaris sein Creditiv um eine Summe abkaufte, welche diesen den zu erhoffenden Ertrag der Collekten vergessen liess, während er ungehindert damit reisen konnte.

Unter diesen Emissären, welche von ihm ausgingen, hat keiner mehr Ruf erlangt, als Joh. Friedr. Böttcher aus Schleiz, der 1701 in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin als Lehrling war.

Laskaris besuchte in diesem Jahre Berlin, um alles Sehenswerthe dort zu sehen, und erkundigte sich gelegentlich bei seinem Gastwirthe, ob es auch Alchemisten in Berlin gäbe. An dergleichen Narren sei

kein Mangel, entgegnete der Wirth und nannte den Apotheker Zorn. Der Fremde verfügte sich dahin und fragte nach einem Medikament. Der Provisor liess darauf den Laboranten rufen; es erschien der Lehrling, und auf die Frage, ob er dem Laboratorium vorstehe, gab dieser die Antwort, man nenne ihn so zum Spass, weil er in seinen Nebenstunden alchemistische Experimente mache. Der Fremde hoffte, von ihm Auskunft über die Arbeiten seines Prinzipals zu erlangen und trug ihm auf, ein Präparat aus Antimon zu machen und ihm dasselbe in's Gasthaus zu bringen. Böttcher brachte dasselbe, plauderte mit dem Fremden viel und sagte dabei, dass er nach Basil. Valentinus arbeite, den er besitze. Seitdem wiederholte er öfter seinen Besuch und erlangte die Gunst des Fremden. Als dieser endlich abreisen wollte und die Pferde schon warteten, sagte er zu Böttcher, dass er selbst Inhaber des Geheimnisses sei, schenkte ihm 2 Unzen der Tinktur mit der Anweisung, dass er noch einige Tage davon schweigen, dann aber die Wirkung derselben zeigen solle, wenn er wolle, damit man in Berlin die Alchemisten nicht mehr Narren schelte.

Böttcher säumte nicht, sich von dem Werthe des Geschenkes zu überzeugen. Die Verwandlung des Quecksilbers in Gold gelang vortrefflich und dem Gehülfen zeigte er bald gutes Gold als das Ergebniss seiner Kunst, äusserte dabei, er wolle der Pharmacie Valet sagen und in Halle Medicin studiren. In der That nahm er Abschied von seinem Prinzipal, bezog eine Miethswohnung und verkehrte nur mit Alchemisten. — Eines Tages wurde er von Zorn zu Tische gebeten. Es waren noch zugegen der Pfarrer Winkler aus Magdeburg und der Pfarrer Borst aus Malchow, welche beide dem jungen Manne vorstellten, nicht einer eingebildeten Kunst nachzuhängen, sondern zum sicheren Broderwerb zurückzukehren, denn das Unmögliche würde er doch nicht möglich machen. Er aber erbot sich, das Unmögliche sogleich möglich machen zu wollen und forderte sie auf, ihm im Laboratorium zuzusehen. Böttcher nahm einen Tiegel, wollte Blei darin schmelzen, aber seine Gegner wählten Silbergeld von bekanntem Gehalt, nämlich 13 Zweigroschenstücke, welche fünflothig waren und zusammen 3 Loth wogen. Böttcher streute einige Körnchen seines Pulvers auf das fliessende Metall, verstärkte das Feuer und reichte in Kurzem den Zweiflern das ausgegossene Metall, welches zum schönsten Golde geworden war. Diese und noch andere Proben machten ihn zum Helden des Tages, und er hatte dabei die Eitelkeit, sich selbst als den Verfertiger des Pulvers bewundern zu lassen. Die Stadtgespräche drangen bald durch die Vorzimmer König Friedrichs I., der darauf Befehl gab, sich des Adepten zu bemächtigen; aber rechtzeitig

warnte ihn ein Bekannter. Noch in der Nacht verliess er zu Fuss Berlin und floh nach Wittenberg, welches damals zu Sachsen gehörte. Ein preussisches Commando, das ihm nachgeschickt wurde, hatte ihn fast erreicht, denn als er über die Elbe gesetzt wurde, sah er es bereits hinter sich. In Wittenberg wohnte sein Onkel, der Professor Kirchmaier. Es wurde nun seine Auslieferung verlangt und zwar in einer Weise, welche dem Böttcher eine ungemaine Wichtigkeit beilegte, so dass die sächsische Regierung es nicht wagte, in einer vielleicht sehr folgenschweren Angelegenheit ohne Zustimmung des Königs zu entscheiden, der damals sich gerade in Warschau befand. Der preussische Hof drang indess fortwährend auf Uebergabe des Adepten und die Sache wurde mit solchem Ernst behandelt, dass man für Verstärkung der Besatzung Sorge trug, da man eine Ueberrumpelung Wittenbergs durch die Preussen befürchtete. Den Adepten aber liess man nach Dresden bringen und wurde dort durch die von ihm angestellten Versuche überzeugt, dass er das Gemeinniss besitze. Grosse Auszeichnung wurde ihm in Dresden zu Theil, er wurde in den Adelstand erhoben und in einem eigenhändigen Schreiben gratulirte der König ihm zum neuen Jahr. Ueber den Freiherrn aber hatte er die medicinischen Studien vergessen, und 2 Jahre lebte er wohlgemuth in Dresden, genoss dabei auch den Freudenbecher mit Wein und Hefen. Sein Hausstand wird als ungemein splendid geschildert, jedem seiner Gäste, die er ausgezeichnet bewirthete, habe er eine goldene Denkmünze unter den Teller legen lassen etc.

Man hatte ihn jedoch vom Anfange an stets im Auge behalten, seine 6 Bedienten waren längst gewonnen und umgaben ihn als Wächter. Was sie berichteten, gefiel nicht sehr, denn als der Schatz zu Ende ging und Böttcher glaubte, aus den Winken, die Laskaris im Gespräch hatte fallen lassen, den rechten Weg zur Bereitung der Tinktur zu finden, sah er sich getäuscht; denn was er auch versuchte, Alles schlug fehl. Da erfuhr man, dass er vorhatte, zu entweichen. Demzufolge wurde seine Wohnung und selbst sein Zimmer mit Wachen besetzt.

Laskaris, der noch in Deutschland reisete, war von Böttcher's Ergehen in Dresden genau unterrichtet und machte sich den Vorwurf den unbesonnenen Jüngling in Versuchung geführt zu haben, entschloss sich daher, ihn zu befreien und grosse Opfer nicht zu scheuen. In dieser Absicht ging er 1703 zum zweiten Mal nach Berlin und vertraute sich einem Freunde Böttcher's, einem jungen Arzt, Dr. Pasch, an. Diesen schickte er nach Dresden mit dem Auftrage, den König über Böttcher's Unwissenheit aufzuklären und für dessen Freilassung 800,000 Dukaten zu bieten, die man

in Holland oder einer beliebig zu bestimmenden deutschen Reichsstadt erheben könne.

Um den Dr. Pasch von der Aufrichtigkeit seines Anerbietens zu überzeugen, zeigte er ihm 6 Pfund seiner Tinktur, bewies ihm durch Versuche die Vorzüglichkeit derselben, gab ihm auch eine Probe mit und versprach ihm eben so reich wie Böttcher zu belohnen, wenn er den Auftrag gut ausrichte. Pasch machte sich auf den Weg. In Dresden theilte er seine Aufgabe zwei hochstehenden Verwandten mit, durch deren Vermittelung er leichter Zutritt zum Könige zu erhalten hoffte; diese meinten aber, dass ein so hohes Lösegeld den König in seinem Vertrauen zu Böttcher's Kunst nur bestärken könne und dass ausserdem dem Könige an drittelhalb Millionen nicht so viel gelegen sein könne, als ihnen selbst. Sie kamen überein, Böttcher in der Stille fortzuschaffen und den Preis mit Pasch zu theilen. Man veranstaltete eine Communication zwischen Böttcher und Pasch; allein die Sache wurde entdeckt und Böttcher auf den Königstein, Pasch auf den Sonnenstein abgeführt. Drittelhalb Jahr war Pasch Gefangener auf der hohen Bergfeste, da glückte es ihm, mit einem Soldaten zu entfliehen, indem sie sich an einem Seil herabliessen. Dies war leider zu kurz, Pasch fiel auf einen Stein und brach das Brustbein, der Soldat kam glücklich unten an und trug seinen Gefährten zur böhmischen Grenze. Von da kam er auf Umwegen mit siechem Körper nach Berlin, erzählte dort seine Schicksale, die solches Interesse erregten, dass selbst der König Friedrich I. seine mündliche Berichterstattung verlangte. Nach 1 $\frac{1}{2}$ Jahren starb Dr. Pasch. Die vollständige Kenntniss dieser Begebenheit verdanken wir dem Canzleirath Dippel, welcher dem Pasch alle Umstände abfragte.

Inzwischen war Böttcher dem Freiherrn von Tschirnhausen zur Beaufsichtigung übergeben worden. Man verlangte von ihm, seine Tinktur auszuarbeiten, behandelte ihn sehr methodisch, denn wenn er trotzte, speiste man sehr frugal, verbesserte aber seine Kost stufenweise, wenn er anfang zu arbeiten. Dem Unabwendbaren fügte er sich, liess Mancherlei zusammenholen und briet dann Mehreres durcheinander. Hierbei fand er zufällig 1704 das braune Jaspis-Porzellan, während es ihm 1709 glückte, das weisse Porzellan herzustellen. Nach dem Rathe Tschirnhausens bildete er diese Erfindungen technisch aus und da man die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass er kein Adept sei, bei der damaligen Kostbarkeit des Porzellans aber sich einen grossen Gewinn von der Porzellanfabrikation versprach, so wurde dem Alchemisten verziehen. Seit 1706 wurde braunes Porzellan auf der Bastei, das weisse aber seit 1710 auf der Albrechtsburg zu Meissen fabricirt. Zwar wurde Böttcher des Fabrikgeheimnisses wegen noch immer

beaufsichtigt, aber doch weniger in seiner persönlichen Freiheit beschränkt und starb 1719 als Direktor der Porzellan-Manufaktur.

Böttcher war nicht der Einzige, welcher zur Verkündigung der Alchemie von einem Unbekannten ausgeschickt wurde. Ein Apothekergehülfe Braun aus Osnabrück und ein Anderer, Marlin aus Fritzlar, hatten Proben der Tinktur bekommen und Transmutationen ausgeführt, aber wenn sie einige Drachmen Tinktur, die man ihnen gegeben, verbraucht hatten, war ihre Rolle ausgespielt. Ueberhaupt ist die Zeit von 1700 bis 1720 reich an Transmutationsgeschichten, die keine Klage über Unechtheit des fabricirten Goldes hinterliessen. Bei mehreren dieser Metallverwandlungen, wo die Inhaber der Tinktur sich darüber aussprachen, wie sie dazu gekommen wären, passt die Beschreibung des unbekanntenen Gebers sehr auf Laskaris. Uebrigens scheint es, als ob Laskaris sich nicht immer einfacher ehrlicher Menschen, wie der beiden zuletzt erwähnten, sondern auch grosser Marktschreier bedient habe, denen er von dieser Tinktur zu diesem Zweck schenkte. Ein solcher war Don Dominico Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, der ein Bauerssohn aus der Gegend von Neapel war, zuerst die Goldschmiedekunst erlernte und dann sich als Taschenspieler herum trieb. Dieser kam plötzlich 1695 in den Besitz einer Portion der rothen und weissen Tinktur, erregte damit solches Aufsehen, dass ihn der kurbairische Gesandte in Madrid, wo er sich aufhielt, aufforderte, nach Brüssel zum Kurfürsten Maxim. Emanuel von Baiern zu gehen, der damals General-Gouverneur der österreichischen Niederlande war. Hier wusste er den Fürsten durch seine Künste so zu gewinnen, dass dieser ihn, um ihn zu fesseln, zum Feldmarschall, zum Chef eines Infanterie-Regiments, zum Titularcommandanten von München etc. ernannte und ihm Alles bewilligte, was er verlangte. Der Alchemist soll 60,000 Gulden nach und nach von ihm bezogen haben. Nachdem er Alles vergeudet und nichts zu Stande gebracht hatte, versuchte er mehrmals zu entfliehen, ward aber wieder eingebracht und des Betrugs überwiesen. Zur Strafe liess ihn der Kurfürst 1698 nach Baiern abführen und in den Thurm des Schlosses Grunewald einsperren. Nach 6jähriger Gefangenschaft liess man ihn laufen. Er trat dann noch 1704 in Wien als Graf Ruggiero auf, machte dort in Gegenwart des Fürsten Anton von Lichtenstein und des Grafen von Harrach sein Probestück, welches so vortrefflich ausfiel, dass Kaiser Leopold I. ihn in seine Dienste nahm und ihm 6000 fl. zur Ausarbeitung der Tinktur auszahlen liess. Allein der Kaiser starb bald, die Tinktur wurde nicht fertig und Ruggiero fand einen neuen Gönner an dem Kurfürsten Joh. Wilh. von der Pfalz, der damals in Wien residirte. Er versprach in 6 Wochen 72 Millionen zu liefern und setzte

seinen Kopf zum Pfande. Aber noch ehe die Zeit verstrich, entfloh er mit den erhaltenen Vorschüssen und nahm die Tochter einer Hebamme mit, die er zu seiner Gemahlin erhob. Darauf trat er 1705 als Caetano in Berlin auf, wo ihn Friedrich I. aufnahm, vom Canzleirath Dippel hinsichtlich seiner alchemistischen Kunst prüfen liess und nach bestandener Prüfung der Gnade würdigte, in Gegenwart des Königs eine Probe abzulegen, ausser dem Könige waren auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Oberkammerherr Graf von Wartenberg, der Oberhofmarschall und der Feldmarschall Graf von Wartensleben dabei zugegen. Der Kronprinz war nicht ohne Argwohn und hatte die Requisiten zu dem Versuch herbeigeschafft, half auch bei Beschickung der Tiegel und beobachtete den Künstler scharf.

Zuerst wurde die Transmutation des Quecksilbers in Gold gezeigt. Man füllte das Quecksilber in einen glühenden Tiegel und als es kochte, goss Caetano einige Tropfen eines rothen Oels darauf; der Inhalt ward umgerührt und nach einer halben Stunde der Tiegel abgehoben, damit er erkalte. Goldarbeiter und Münzbeamte, die man hatte kommen lassen, untersuchten das Metall, welches über 1 Pfd. wog, sie fanden, dass das Quecksilber in der That in feines Gold verwandelt sei. Dann wurde eine gleiche Menge Quecksilber durch die weisse Tinktur in Silber verwandelt. Schliesslich schenkte er noch dem Könige 15 Gran weisse und 4 Gran rothe Tinktur, wovon er erstere 90 Pfd. Silber, letztere 20 Pfd. Gold gleich schätzte.

Der König war im höchsten Grade erstaunt und nicht minder erfreut, als Caetano versprach, er wolle in 60 Tagen 8 Loth rothe und 7 Loth weisse Tinktur herstellen, womit man 6 Millionen Thaler Werth in Gold und Silber machen könne. Er wurde dafür wie ein Fürst geehrt, erhielt das Fürstenhaus auf dem Friedrichswerder zur Wohnung, während er aus der Hofküche gespeist wurde.

Nach einigen Wochen war der Adept höchst unzufrieden. Er hatte kostbare Geschenke erwartet; aber der König hatte ihm nur 12 Flaschen alten Franzwein geschickt, da er meinte, einem Manne, der einen ordentlichen Hofstaat um sich hatte und dessen Gemahlin mit Juwelen bedeckt war, kaum etwas Anderes bieten zu dürfen. Unmuthig liess Caetano die Arbeiten liegen, ging ein Mal nach Hildesheim, ein ander Mal nach Stettin. Durch gnädige Handschreiben, ein Portrait mit Brillanten und ein Patent als Generalmajor der Artillerie wurde er zur Rückkehr bewogen. Einmal forderte er 50,000 Thaler für seine Auslagen, dann wollte er sein Arkanum für eine runde Summe verkaufen, forderte Ersatz für den in Berlin gemachten Aufwand und bat um 1000 Dukaten zu einer Reise nach Italien.

Hierdurch und durch die inzwischen aus Wien und auch von dem Kurfürsten von der Pfalz aus Düsseldorf eingegangenen Schreiben, worin sein früheres Benehmen geschildert wurde, war man gewarnt und forderte nun mit Ernst die Erfüllung seiner Zusage. Er entfloh nach Hamburg, wurde aber eingeholt und nach Küstrin gebracht. — Auf seine Vorstellungen, dass er dort nicht arbeiten könne und fleissig zu arbeiten versprach, wurde er wieder nach Berlin gebracht; jedoch tingirte er nur und nachdem er 30 Mark Quecksilber in Silber und 40 Loth Quecksilber in Gold tingirt hatte, floh er nach Frankfurt a. M., wurde aber auch da aufgehoben und wieder nach Küstrin gebracht. Da er aber nicht leisten konnte, was er versprochen hatte, so wurde er am 29. August 1709 in gewohnter Weise vergoldet und gehängt.

Ein groser Freund der Alchemie war der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. Er verwendete grosse Summen auf Versuche, erlangte aber nichts. Einst erhielt er mit der Post ein Päckchen von unbekannter Hand, mit Proben der rothen und weissen Tinktur nebst Gebrauchs-Anweisung, während ihm in dem Schreiben der Rath ertheilt wurde, seine kostspieligen Versuche aufzugeben. Der Landgraf hatte das Vergnügen, beide Tinkturen selbst zu verbrauchen und Blei in Silber und Gold zu verwandeln. Von dem Golde wurden 1717 einige Hundert Dukaten geprägt, sie haben auf der einen Seite des Landgrafen Brustbild und Namensumschrift, auf der anderen Seite den hessischen Löwen, der eine Sonne emporhält, worunter die Buchstaben E. L. Von dem Silber wurden 100 Speciesthaler geschlagen, die auf der Vorderseite dasselbe Gepräge führen, auf der Rückseite aber ein Kreuz von den viermal zusammengestellten Buchstaben E. L., in der Mitte der hessische Löwe mit der Sonne. Die Umschrift lautet: *Sic Deo placuit in tribulationibus.* 1717. — Man glaubt, dass Laskaris die Proben gesandt habe, auch soll er es gewesen sein, der 1716 eine kleine Menge der silbermachenden Substanz an eine hohe Standesperson in Wien sandte und dadurch zugleich eins der merkwürdigsten Ereignisse herbeigeführt hat, welche für die Alchemie sprechen.

Um die Wirkung dieser kleinen Menge zu prüfen, vereinigten sich am 19. Juli 1716 der österreichische Vicekanzler, Graf Joseph von Würben und Freudenthal, Freiherr Wolf von Metternich, der Graf Ernst von Metternich, der Königl. Preussische Gesandte, Staatsrath Ernst und der Brandenburg-Culmbach'sche Gesandte, Geheime Rath Wolf. Die Versuche wurden angestellt in dem Hause des Commandanten von Wien, des Generalfeldzeugmeisters Grafen von Rappach und das Protokoll wurde aufgenommen von dem fürstlich schwarzburgischen Hofrath Pantzer.

Dies Protokoll lautet, nachdem alle genannten Personen mit ihren vollen Titeln und der Versammlungsort angegeben, wie folgt:

1. Um 10 Uhr Vormittags haben obengenannte Personen an vorgenanntem Ort sich zusammengefunden, da dann Einer von Ihnen den übrigen in einem Papierchen ein weisses Körnchen, wie Salz anzusehen, gezeigt, so man im Auge hätte leiden mögen und nach dem Probirgewicht eingetheilt, in Aller Gegenwart gewogen und Ein Loth schwer befunden.
2. Haben die Anwesenden zwei kupferne Pfennige gefunden, der eine von denen, so in dem Winerischen Armenhause ausgethan werden, ist nach obgedachtem Probirgewicht hundert Quentchen $8\frac{1}{2}$ Gran, der andere aber, ein Ungarischer Poltura, von 1607, acht und sechzig Pfund sechzehn Loth schwer gewesen.
3. Den ersteren hat man auf einem Kohlenfeuer glühend werden lassen, welchen der Schwarzburgische Hofrath mit einem Zänglein aus der Gluth genommen, worauf Herr Wolf Freiherr von Metternich obgedacht weisses Körnlein mit einem kleinen Stänglein von Wachs, weil es sonst nicht zu fassen gewesen, aufgefangen, und damit so hurtig als möglich auf dem obgedachten glühenden kupfernen Pfennig nur auf einer Seite in superficie herumgefahren.
4. Der böhmische Herr Vice-Canzler, welcher besorgte, dass der Pfennig fliessend werden möchte, hat, ungeachtet das weisse Körnlein noch oben auf dem Pfennig beisammen gelegen und der Pfennig noch roth anzusehen gewesen, denselben in's Wasser geworfen und ihn so geschwind wieder herausgenommen, dass er sich darüber die Finger verbrannt, da dann
5. Alle mit ihren Augen gesehen, dass der roth in's Wasser geworfene Pfennig weiss wieder herausgezogen worden, mit gewissen Anzeigen, dass er schon wirklich angefangen zu schmelzen.
6. Weil man aber observirt hat, dass das Körnlein mit in's Wasser gekommen, hat man den obgedachten Polturae auch glühend gemacht und blos in das Wasser geworfen, und gleichfalls sofort weiss wieder herausgezogen, welches Herrn Wolf, Freiherrn von Metternich überlassen worden.
7. Man hat es auch hieran noch nicht bewenden lassen, sondern noch zwei andere kleinere Kupferpfennige, wie sie auch in dem Armenhause allhier ausgetheilt worden, zusammen glühend gemacht und mit einander in obgedachtes Wasser geworfen, welche beim Herausnehmen befunden wurden, dass sie die Farbe ziemlich

- geändert, aber doch nicht ganz weiss geworden. Welche obgedachte beide Herren Gebrüder von Metternich zu sich genommen.
8. Hat man ein viereckt Stück Kupferblech auch glühend in dieses Wasser geworfen und befunden, dass solches an etlichen Orten die Farbe noch etwas, doch weniger als die beiden vorigen Kupferpfennige, geändert.
 9. Von diesem letztgenannten Kupferblech hat man ein schmales Stückchen abgeschnitten und es zum anderen Mal glühend gemacht und abermals in's Wasser geworfen, welches ganz weiss wieder herausgekommen.
 10. Hat man es mit noch einem solchen Schnitzel von gedachtem Kupferblech versucht, aber befunden, dass es unverändert herausgekommen.
 11. Den Nr. 2 gedachten grösseren Pfennig hat man mitten von einander geschnitten und befunden, dass derselbe durch und durch weiss gewesen, davon die eine Hälfte vorerwähnter Graf Ernst von Metternich, die andere der Herr Wolf Freiherr von Metternich zu sich genommen.
 12. Von der einen Hälfte, so der Letztere zu sich genommen, hat man ein kleines Stücklein, nach obgedachtem Gewicht zwei Pfund, auf die Kapelle gesetzt und nach der Ausrechnung befunden, dass dieser kupferne Pfennig in vierzehnlöthiges Silber verwandelt worden.
 13. Hat man das kleine Nr. 9 besagte Schnittchen auch auf die Kapelle gesetzt und befunden, dass es in zwölflöthiges Silber verwandelt worden.
 14. Item hat man von dem Nr. 8 genannten Kupferblech ein kleines Schnittchen, so aber nicht gewogen, auf die Kapelle gesetzt, woselbst es ebenfalls eine Probe stehen lassen, so man aber nicht ausrechnen können.
 15. Als man nun nicht zweifeln können, dass das Kupfer zu gutem wahren Silber geworden, hat man auch die Schwere untersucht und zu dem Ende die beiden Nr. 2 genannten, nunmehr zu Silber gewordenen Pfennige zum andern Mal aufgezo-gen, da dann der erste 125 Pfund 8 Loth, mithin 25 Pfund mehr, der andere aber 79 Pfund 16 Loth, mithin 11 Pfund mehr gewogen, welches die obgedachten Anwesenden nicht weniger, als die Transmutation selbst, in Verwunderung, gesetzt.
 16. Hat man zwar so ganz genau nicht ausrechnen können, wie viele Theile Kupfers ein Theil der Tinktur zu Silber gemacht

habe, weil man die Nr. 7 benannten kleinen Pfennige, noch das Nr. 8 ermeldete Kupferblech nicht geschieden; wenn aber nichts mehr wäre tingirt worden, als die zwei grösseren Pfennige, so hätte doch nach der Ausrechnung Ein Theil R 5400 Theile Kupfer in 6552 Theile vierzehnlöthiges Silber verwandelt und kann man daher wol ohne grosse Sorge sich zu betrügen sagen, dass Ein Theil dieser R zehntausend Theile tingirt habe.

Darauf folgen die Unterschriften mit den Siegeln der Augenzeugen.

Einige Jahre später ereignete sich ein Vorfall, der durch einen Rechtsspruch bekannt geworden ist, und der es wahrscheinlich macht, dass der Unbekannte trotz seiner Vorsicht einmal in grosser Gefahr war, aufgehoben zu werden. — Im Schlosse Frankenstein am Odenwalde, wo die Reichsgräfin Anna Sophie v. Erbach ihren Sitz hatte, meldete sich eines Abends ein Fremder und bat um ihren Schutz, da ihm vom Kurfürsten von der Pfalz nachgestellt werde. Man wollte ihn nicht aufnehmen, da man ihn für einen Wilddieb hielt, doch liess die Gräfin endlich ein Zimmer für ihn anweisen. Nach einigen Tagen dankte er der Gräfin für ihre Aufnahme und erbot sich, um seine Dankbarkeit zu bethätigen, ihr Silbergeschirr in Gold zu verwandeln. Die Gräfin argwöhnte eine betrügerische List, entschloss sich jedoch endlich zu einer Probe, liess ihm einen silbernen Pokal zustellen, befahl aber, strenge Acht auf den Fremden zu haben. In Kurzem brachte er eine Stange Gold, die er aus dem Pokal gemacht hatte und bat sie, das Gold in der nächsten Stadt untersuchen zu lassen; wenn es nichts tauge, wolle er den Werth des Pokals ersetzen. Das Gold wurde für gut und fein erkannt. Darauf wurde ihm nach und nach das ganze Silberzeug überliefert. Was er empfing, gab er in lauter Goldstangen zurück und blieb so lange, bis das letzte Gold die Probe bestanden hatte. Beim Abschiede bot ihm die Gräfin einige hundert Thaler als Reisegeld an, was er lächelnd ablehnte.

Der Gemahl der Gräfin, welcher von ihr getrennt lebte und erfuhr, dass sie auf solche Weise zu grossem Reichthum gelangt, forderte die Hälfte des Goldes, was die Gräfin verweigerte, und die Juristenfakultät zu Leipzig erkannte im August 1725: da das Silberzeug der Gräfin Eigenthum gewesen, so bliebe es ihr Eigenthum, wenn es gleich zu Gold geworden sey.

In Frankreich brüstete sich damals ein unbesonnener Mensch, Delisle, der weder lesen noch schreiben konnte, mit fremden Tinkturen. Man weiss von ihm, dass er einem Adepten gedient hatte, mit dem er durch die savoyschen Gebirge nach der Schweiz flüchtete, da der Minister

Louvois 1690 Befehl gegeben hatte, den Adepten zu verhaften. Kurz Delisle kam als Einsiedler verkleidet in sein Vaterland zurück und hatte ein gute Portion rother und weisser Tinktur bei sich. Von den vielen Transmutationen, die er prahlerisch in dem von ihm bewohnten Schlosse Palu in der Provence ausübte, will ich nicht erzählen, sondern ich lasse hier einen Bericht des Bischofs von Senes an den Finanzminister Desmarels aus dem Jahre 1709 folgen. Der Bischof sagt darin: »drei Jahre zweifelte ich an Delisle's Kunst und hielt sie für unmöglich, aber ich hörte, dass die Goldschmiede zu Aix, Nice und Avignon das von ihm gemachte Gold und Silber sehr gut fänden. Auf einer Episkopatreise wurde er mir vorgestellt und veranlasst, in meiner Gegenwart zu operiren. Ich bot ihm mitgebrachte eiserne Nägel, welche er in Gegenwart von 6 oder 7 Zeugen im Kaminfeuer zu Silber machte. Diese Nägel schickte ich dann durch meinen Almosenier nach Aix zum Goldarbeiter Imbert, welcher sie allen Proben unterwarf und sie für sehr gutes Silber erklärte. Desgleichen verwandelte er vor mir und 8—10 Zeugen über einer Gluthpfanne 2 Stück Blei, das eine in Gold, das andere in Silber. Ich schickte beide nach Paris und die dortigen Goldarbeiter fanden sie von sehr gutem Gehalt. Aber noch mehr bin ich erstaunt über 5 oder 6 Proben, die er bei mir zu Senes im Tiegel ablegte, sogar mich selbst verrichten liess, ohne dass er irgend etwas anrührte. Hundert Personen in meiner Diöcese haben dasselbe gesehen oder auch selbst gethan. Ich gestehe Ihnen, dass nach so vielen Beweisen mein Vorurtheil schwindet. Meine Vernunft unterwirft sich dem Zeugnisse meiner Augen und meine Hände haben die philosophischen Zweifel zerstreut.«

Delisle sollte nun dem Könige seine Kunst zeigen, wusste dies aber mit dem Vorgeben hinzuhalten, er wolle erst so viel Tinktur bereiten, dass er dem Monarchen damit 1 Million Gold machen könne. Schliesslich wurde er 1711 plötzlich aufgehoben und abgeführt. Er versuchte zu entweichen, wurde aber in den Schenkel geschossen, eingefangen und in die Bastille gebracht, wo er arbeiten sollte. Endlich gestand er, die Tinktur von einem Adepten erhalten zu haben und nahm Gelegenheit, Gift in seine noch offene Wunde zu bringen, woran er 1712 starb. — Im Jahre 1690—91 hatte Delisle die Bekanntschaft der Frau des Bürgers Alois gemacht und sich in sie verliebt, er blieb dort, ward Taufzeuge eines Sohnes, den sie gebar, unterstützte ihren Mann mit Geld und liess einen Theil seiner Tinktur in ihrem Gewahrsam, damit der Sohn diesen Lohn später als Pathengeschenk zu seinem Erbtheil erhalte. 1726 kam dieser nach Wien, wo er viel aufgehen liess und es sogar wagte, sich dem Herzoge von Richelieu, der damals Gesandter am Wiener Hofe war, vorzu-

stellen, sich seiner Kunst zu rühmen, sie dem Herzoge zu zeigen und ihm auch das Vergnügen zu machen, selbst mit eigener Hand zu tingiren. Richelieu versicherte nachher dem Abbé du Fresnoy, dass er selbst zwei Mal Gold und vielmals Silber gemacht habe, dabei sei jede denkbare Vorsicht angewendet worden, so dass keine Täuschung möglich gewesen sei. — Andere von ihm ausgeführte Transmutationen übergehe ich; er producirte dergleichen so lange, bis dass er keine Tinktur mehr hatte, dann ist er verschollen.

Eine ganz sonderbare Geschichte aus dieser Zeit trug sich in Hamburg mit einem Juden zu, der lange dort wohnte, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen. Auch nach seinem Tode würde man nichts von ihm erfahren haben, läge nicht ein Brief von einem Erben vor, den ich im kurzen Auszuge hier mittheilen will:

»Werther Freund! Sie wünschen Nachricht über meinen seligen Herrn Benjamin Jasse. Er war von Geburt ein Jude, im Herzen Christ, war leutselig, that Vielen wohl im Stillen. Als ich 10 Jahre alt war, nahm er mich aus einem Findelhause zu sich, stellte mich als Gehülften in seinem Laboratorium an, liess mich im Lateinischen, Französischen und Italienischen unterrichten, lehrte mich auch das Hebräische. Ich diente ihm 20 Jahre.«

»Eines Morgens rief er mich zu sich und sagte, er fühle, dass im 88. Jahre sein Lebensbalsam vertrockne und sein Ende nahe. In seinem Testament habe er 2 Vettern und mich bedacht; es liege in seinem Betstübchen auf dem Tische. Er führte mich zur Thür desselben. Das Schloss und die Fugen der Thür belegte er mit einer durchsichtigen Glasmasse, die er wie Wachs in der Hand formte, drückte dann sein goldenes Petschaft darauf, worauf die Masse bald erhärtete. Die Schlüssel zu der Thür legte er in ein Kistchen, versiegelte es auf dieselbe Weise und übergab es mir mit dem Befehl, es nur seinen Vettern Abraham und Salomon auszuhändigen, welche beide damals in der Schweiz wohnten. Darauf liess er sein Petschaft in eine Glasflasche mit einem klaren Wasser fallen, worin es zerging wie Eis, indem ein weisses Pulver zu Boden fiel und das Wasser sich rosenroth färbte. Die Flasche verstopfte er mit einer Glasmasse und trug mir auf, sie dem Vetter Abraham zuzustellen. Dann betete er auf seinen Knien hebräische Psalmen, setzte sich auf seinen Sorgenstuhl, trank etwas Malvasier, schlief sanft und entschlief nach einer Stunde.«

»Ich meldete Beiden den Tod. Sie kamen früher, als ich gedacht. Abraham hatte ein feines Lächeln im Gesicht, der Andere sah ganz ernsthaft aus.«

»Am folgenden Tage nahm Abraham das Glas mit dem Wasser, zerbrach es über einer Porzellanschüssel, benetzte mit dem Wasser die Krystallsiegel, wodurch sie sich leicht abnehmen liessen. In der Betstube stand ein Tisch mit einer goldenen Platte, worauf wunderliche Bücher und Instrumente lagen, unter Anderem auch eine Büchse mit einem gewichtigen scharlachrothen Pulver, welches Abraham in Verwahrung nahm, denn ihm waren alle diese Sachen im Testament voraus vermacht. Vier grosse Kisten fanden wir mit Goldstangen angefüllt. Diese sollten die Vettern zu gleichen Theilen erben und mir 6000 Dukaten auszahlen; aber sie gaben mir doppelt so viel.«

»Abraham verzichtete auf seine Hälfte, denn er verstand dieselbe Kunst, die mein Patron besessen hatte und wusste wohl, dass er im Voraus mehr empfangen habe, als dieses Alles war. Seinen Antheil bestimmte er zur Aussteuer für arme Mädchen. Da ich bis dahin hatte ledig bleiben müssen, so redeten sie mir zu, ein armes Mädchen zu heirathen, welche mir dann einen Theil von Abrahams Spende zubrachte. Salomon kehrte mit seinem Golde nach der Schweiz zurück; Abraham aber ging mit seinem Erbtheil nach Ostindien.« — Von diesem Abraham ist weiter nichts bekannt geworden, als dass er später den ältesten Sohn des Hamburger Findlings an Kindes Statt annahm. — Uebrigens erhalten wir aus dieser Erzählung von dem hermetischen Siegel der Alchemisten, von dem sie sagen es sei aus Glas, eine andere Vorstellung als die gewöhnliche, wonach man annimmt, der Glaskolben werde zugeschmolzen, was ja auch bei Arbeiten, die ein wiederholtes Oeffnen erforderten, nicht gut passt.

Eine Geschichte, als deren eigentliche Urheber der nun bald auftretende Adept Seefeld vielfach betrachtet wird, kam im Jahr 1732 vor. Ein Baron von Syberg aus Brandenburg zeigte sich als Inhaber einer Tinktur, von der er sagte, dass er sie erhalten habe, um damit zu experimentiren; aber das Geheimniss ihrer Bereitung nicht kenne. Seine Darstellungen interessirten den König von Preussen, Friedrich Wilhelm I. In Gegenwart des Königs und des Kronprinzen machte Syberg zu Wusterberg die Projektion auf Quecksilber und verwandelte 2 Loth desselben in Gold, welches nach dem Urtheil von Sachverständigen das ungarische Gold an Feinheit übertraf. Bei dem Versuche war die zahlreiche Umgebung des Königs mit zugegen und der König tingirte selbst, ohne dass Syberg etwas anrührte. Die Zufriedenheit des Monarchen war vollkommen und er gab dem Baron ein eigenhändiges Schreiben zu seiner Empfehlung nach Berlin, damit ihn Niemand hindere.

Da Laskaris wahrscheinlich schon gestorben war, so vermuthet man,

dass ein neuer Adept aufgetaucht sei und zwar in dem Fremden, mit dem der Chemiker Jugelt 1739 auf einer Dienstreise zu Kornbach im Bai-reuthischen zusammentraf. Jugelt erzählt, dass er mit demselben in ein chemisch-mineralogisch Gespräch verflochten wurde, wobei sich der Fremde als Kenner der Erzstufen zeigte, die Jugelt bei sich führte und darüber erfreut war, sich mit einem Kunstverwandten aussprechen zu können. Schliesslich sagte er, dass die Bereitung des Steins der Weisen sein Geschäft sei, zeigte den braunrothen Stein, den er bei sich hatte und erbot sich eine Probe zu machen; doch kam es nicht dazu, da am Orte weder Tiegel noch Quecksilber aufzutreiben war.

V.

Der merkwürdige Mann, der uns jetzt aus seiner Verborgenheit entgegentritt, ist der Adept Sehfeld, gebürtig aus Ober-Oesterreich. Von Jugend auf hatte er sich der Alchemie gewidmet, bei Liebhabern der Kunst ohne Erfolg gearbeitet und dann das Ausland besucht. Wir treffen ihn im Jahre 1745 oder 46 im Bade Rodaun bei Wien, welches nur auf einige Wochen im Jahre von Gästen besucht wurde, sonst aber von dem Bademeister Friedrich mit dessen Frau und drei Töchtern bewohnt war. Sehfeld beschloss hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, entdeckte sich dann dem Bademeister und verwandelte in dessen Gegenwart 1 Pfd. Zinn in Gold, das Friedrich zur Münze in Wien trug. Der Münzmeister erkannte es für das feinste Gold und bezahlte es dafür. Sehfeld machte nun mit Friedrich aus, dass er bei ihm bleiben wolle und bewilligte ihm ansehnliche Vortheile, wogegen Friedrich den Absatz des Goldes übernahm und Stillschweigen gelobte. — Frau und Töchter wurden jedoch bald Zeugen der Metallverwandlung, waren darüber hocheifrig; aber das Geheimniss drückte sie so, dass sie es einigen Freundinnen weiter anvertrauen mussten. Schliesslich erfuhr die Obrigkeit davon und zog in Erwägung, ob man den Fremden fest zu nehmen habe.

Sehfeld wurde der Aufenthalt unheimlich, er entfernte sich, wendete sich an den Kaiser Franz I. mit der Vorstellung, dass er aus Landesprodukten kostbare chemische Farben für das Ausland fabricire und bat um ein Protektorium, wofür er jährlich 30,000 Gulden zu zahlen sich erbot. Er erhielt den Schutzbrief, zahlte in monatlichen Raten das Schutzgeld und machte wöchentlich zweimal Gold, wobei Friedrich sowol als dessen Frau und Töchter allemal gegenwärtig und behülflich waren.

Von ihnen hat man erfahren, dass Sehfeld sich nur des Zinns zum tingiren bediente. War dies geschmolzen, so streute er ein rothes Pulver darauf, es entstand dann ein handhoher Schaum, welcher mit allerlei Farben spielte, nach einer Viertelstunde setzte sich der Schaum und das Gold war fertig. Einst baten die Mädchen ihn um etwas Pulver, das ihnen im Fall einer Krankheit während seiner Abwesenheit als Arznei dienen sollte. Sehfeld gab ihnen etwas und ging einige Tage darauf nach Wien. Hurtig machten die Mädchen die Probe, aber das Pulver blieb auf dem Zinn liegen, machte keinen Schaum und kein Gold. Bei seiner Zurückkehr tritt er in die Küche und findet, was er vermuthet hatte. Die Mädchen schalten, aber er bleibt dabei, sie müssten es nicht recht gemacht haben, lässt noch einmal Zinn schmelzen und bleibt in der Stube, während sie den Versuch wiederholen, der nun nach Wunsch gelingt, wodurch die Mädchen zu dem Glauben kamen, dass er es ganz in seiner Gewalt habe, ob der Versuch gelingen solle oder nicht.

Die Ruhe, welche Sehfeld sich durch sein Patent gesichert zu haben glaubte, dauerte nur einige Monate. Die Menge Gold, welche sowohl an die Münze als an Juden verkauft war, erregte Aufsehen. — Maria Theresia, welche in ihren Erbstaaten das Regiment allein führte, ohne auf ihren Gemahl grosse Rücksicht zu nehmen, liess in einer Nacht das Badehaus von einem Commando der Wiener Rumorwacht umzingeln und Sehfeld als Gefangenen abführen. Er soll nach Versicherungen der Friedrich'schen Familie bei seiner Verhaftung acht Pfund Gold bei sich gehabt haben, wovon jedoch die Untersuchungsakten nichts erwähnen. In Wien wurde er scharf verhört, bedroht und gezeißelt, um die Entdeckung des Geheimnisses zu erpressen, er aber erklärte, dass er nichts entdecken werde, wenn man ihm auch das Leben nähme. Darauf schickte man ihn nach der Festung Temeswar. Der Commandant der Festung, General von Engelshofen, lernte den Gefangenen näher kennen, behandelte ihn mild und nahm bei einer Gelegenheit Veranlassung, der Kaiserin vorzustellen, dass der Mann unschuldig sei, worauf sie jedoch nicht achtete, sondern die Enthüllungen des Geheimnisses wollte. Hierbei erfuhr der Kaiser Franz, dass der Mann, den er für einen Farbenfabrikanten gehalten, Alchemist sei, und liess sich dann bei Gelegenheit einer Schweinsjagd im Rodauner Forst von dem Bademeister Friedrich die ganze Geschichte erzählen. Friedrich sagte frei heraus, dass er und die Seinigen die Metallverwandlung oft genug mit angesehen hätten, und als der Kaiser darauf die Bemerkung hinwarf, man hätte sich doch wohl betrügen lassen, entgegnete Friedrich: »und wenn der liebe Gott vom Himmel käme und sagte, Friedrich, du irrst, Sehfeld kann kein Gold

machen, so würde ich antworten, lieber Gott, es ist doch wahr, ich bin davon so gewiss überzeugt, als du mich erschaffen hast.«

Sehfeld wurde kurz darauf von der Festung entlassen und scheinbar in Freiheit gesetzt, denn es gab ihm der Kaiser 2 Offiziere bei, welche ihn allenthalben begleiten mussten, während sie dem Kaiser von seinem Beginnen Bericht zu erstatten hatten. Beide Offiziere waren dem Kaiser von ihrer Jugend an treu ergebene Lothringer, welche ihr Glück von des Kaisers Gnade erwarteten.

Mit diesen Begleitern machte Sehfeld öftere Lustreisen und stellte in den Zwischenzeiten interessante chemische Versuche an, deren Beschreibung dem Kaiser Vergnügen gewährte. Mit einmal waren alle drei verschwunden, doch schöpfte man nicht eher Verdacht, als da es zu spät war, ihre Spur aufzufinden, denn alle Nachforschungen waren fruchtlos.

Der Berichterstatter dieser Begebenheit, der Chemiker und Technologe Heinrich Gottlob v. Justi, hat die Friedrich'sche Familie in Rodaun aufgesucht, als der Mann schon todt war, aber Frau und Töchter waren noch anwesend und stimmten in ihren Aussagen ganz überein. Unter dem Nachlasse des Adepten fand sich eine 12 Pfund schwere Stufe Kupferlasur mit Kupferkies eingesprengt, wie sie im Bannat vorzukommen pflegt.

Sehfeld hat sich von hier ab zwar verborgen gehalten, doch treffen wir zwei deutliche Spuren von ihm, die eine in Amsterdam, die andere in Halle. In Amsterdam conditionirte der Sohn des Apothekers Horter zu Schafhausen. Ein fremder, schlicht gekleideter Mann, welcher täglich die Offizin besuchte, um ein Gläschen Rosoli zu trinken, findet eines Tages den jungen Horter bei einer chemischen Arbeit, über welche er ihm guten Rath ertheilt, wie sie zweckmässiger auszuführen sei. Beide unterhalten sich einige Wochen hindurch täglich über Alchemie. Endlich sagte der Fremde, dass er morgen früh nach Deutschland abreisen werde und ihn zuvor noch einmal zu sprechen wünsche, bezeichnet ihm ein Thor, wo dies geschehen könne, mit dem Bemerkten, es solle ihn nicht gereuen. Horter geht hin, der Fremde kommt mit Postpferden an, steigt aus und übergibt ihm ein Fläschchen, voll einer dunklen Flüssigkeit, mit dem Bemerkten, dass er mehr als 50 Dukaten daraus erhalten könne, wenn er es recht gebrauche, auch als Arznei sei der Inhalt unschätzbar. Horter macht zu Hause den Versuch und findet das Elixir probat. Bald darauf kehrt er nach Schafhausen zurück und verwandelt dort im Hause seines Vaters bei Gelegenheit eines Familienfestes, wobei das Gespräch auf Alchemie gekommen war, 2 Loth Blei vor aller Augen in gutes Gold,

wie dies der Pfarrer Bayer und andere Personen, welche dabei gegenwärtig gewesen, bezeugen.

Unsern Fremden, der nach Deutschland ging, finden wir in Halle wieder. In der Offizin des Franke'schen Waisenhauses war damals (1750) ein Gehülfe Namens Reussing, der bestrebt war, seine Kenntnisse durch Lesen guter Schriften zu erweitern. Ein Fremder, der oft in die Apotheke kam, dieses und jenes zu kaufen, unterhielt sich gern länger mit Reussing, denn er wählte gewöhnlich die Stunden aus, in denen nicht viel Käufer erschienen, auch mag er die gekauften Sachen nicht immer nöthig gehabt haben, da er die empfangenen Tüten oft auf der Strasse wegwarf und die Waisenknaben solche aufgefundenen Sachen wieder heim brachten.

Eines Sonntags sass Reussing allein in der Apotheke und war so vertieft im Lesen, dass er den Fremden, als er eintrat, nicht bemerkte. Dieser trat näher, fragte, was ihn so fessele. Der Ueberraschte zeigte ein alchemistisches Buch und äusserte dabei »Die schreiben so dunkel und verworren, dass man keinen gesunden Verstand herausbringen kann, solche Leute hätten besser gethan, gar nicht zu schreiben.« Der Fremde entgegnete ihm, Viele hätten in dieser Sache so viel geschrieben, als nur irgend erlaubt sei, Einige hätten sogar mehr gesagt, als sie verantworten könnten; es käme nur darauf an, dass dem Leser die Augen geöffnet würden, denn die Arbeit sei weder schwierig, noch kostspielig. Damit bricht er ab, ladet aber den Gehülfen ein, ihn zu besuchen, um ohne Störung mehr von der Sache sprechen zu können und nennt ihm seine Wohnung. — Noch an demselben Sonntage besucht Reussing den Fremden im Hause des Sägeschmieds Wegner in der Clausstrasse und findet ihn bei Gläsern, Kolben u. dergl., hebt eine dastehende Büchse von Elfenbein auf und äussert seine Verwunderung über deren unerwartetes Gewicht. — Gut, sagt der Wirth, dass Ihnen diese Büchse in die Hand fällt, sie enthält ein Gradirglas, womit ich einen Versuch anzustellen wünsche, aber ich habe keine Gelegenheit dazu. Sie haben ja ein Laboratorium bei der Apotheke und könnten mir die Gefälligkeit erzeigen, es zu prüfen und mir gelegentlich Nachricht von dem Ausfalle geben.

Mit einem goldenen Löffelchen, von der Grösse eines Ohrlöffels nimmt er hierauf etwa $\frac{1}{3}$ des Löffels voll von dem grauen, nicht glänzenden Pulver aus der Büchse. Auf die Einwendung des Apothekers, dass dies wohl zu wenig sei, antwortet er, es sei noch zu viel, schüttet den grösseren Theil wieder in die Büchse, wischt den Löffel mit Baumwolle aus, wickelt die Baumwolle in Papier und giebt dies dem verblüfften Gaste mit der Anweisung, es auf geschmolzenes Silber zu werfen und nachher auszugliessen.

Zu Hause angekommen, macht Reussing noch spät am Abend Feuer im Schmelzofen, lässt einen $2\frac{1}{2}$ Loth schweren Löffel von 12löthigem Silber schmelzen und wirft das erhaltene Pulver darauf. Das Metall fängt an zu schäumen und mit blutrothen Blasen aufzuwellen, während das Feuer um den Tiegel in allen Farben des Regenbogens spielt. Nach $\frac{1}{4}$ Stunde setzt sich der Schaum, das Metall treibt mit hellem Spiegel. Er gießt es aus und erkennt schon bei Licht ein gelbes Metall.

Am andern Morgen früh untersucht er es; es ist ein schweres, biegsames Metall von ausnehmend hoher Goldfarbe, auf dessen Oberfläche sternförmige Krystalle eines rubinrothen Glases ausgebreitet liegen. Der Strich auf dem Probirstein wird vom Scheidewasser nicht angegriffen, vom Königswasser aber weggenommen, wodurch er die Ueberzeugung gewinnt, dass er wahres Gold habe und findet zu seinem Erstaunen, dass es 3 Loth wiegt.

Voll Freude läuft er nun nach Wegner's Hause um seinen Bericht abzustatten; aber des Fremden Zimmer steht offen, zerbrochene Gläser liegen umher und auf dem Tische lag so viel Geld als der Wirth zu fordern hatte. Ohne Abschied hatte der Fremde sich entfernt, ist auch nie wieder in Halle gesehen worden.

Reussing geht nun zum Goldarbeiter Lemmerich in der Ullrichstrasse, der als ein ausgezeichnete Goldarbeiter bekannt war und zeigt diesem sein Metall. Nach einiger Prüfung erklärt dieser, es sei das beste Gold, welches er jemals gesehen, aber gewiss kein natürliches Gold. Er wisse wohl, wie das feinste Scheidegold sich in Masse nehme; aber mit diesem sei es nicht zu vergleichen. Uebrigens verlange er nicht zu wissen, woher es komme, wolle es aber gern jederzeit bezahlen. Die 3 Loth behielt er für 36 Reichsthaler, munterte zum Wiederkommen auf und betrachtete wohlgefällig die kleinen Sternchen auf dem Golde.

Diese Geschichte wurde zuerst im ersten Bande der Beiträge zur Beförderung der Naturkunde, Halle 1774, mitgetheilt. Der ungenannte Verfasser war der Kriegs- und Domänen-Rath, Dr. von Leysser, Berg- und Salinen-Direktor des Saalkreises, Direktor der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, ein Mann von ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Kenntnissen, zugleich Botaniker, Zoologe und Mineraloge, der in seinen mittleren Jahren an der Universität Chemie und Mineralogie gelesen hat. — Leysser hat seine Nachrichten von Reussing selbst, der einige Jahre nach jenem Ereigniss sich zu Löbejün im Saalkreise als Apotheker niedergelassen hatte und Leysser's Schwiegervater geworden war. Uebrigens wird Reussing als ein anspruchsloser Mann, von unverdächtigem Charakter geschildert, der es sogar vermied, mit dem erlebten Vorfall Aufsehen zu

erregen. Dem Schwiegersohne aber hat er die Sache mit allen Neben-umständen anvertraut und oft war jene Begebenheit Gegenstand ihrer beiderseitigen Unterhaltungen, wie ein Freund und Schüler des Dr. von Leysser, Professor Schmieder, in seiner Geschichte der Alchemie berichtet.

Sehfeld ist der letzte grosse Adept, den die Geschichte der Alchemie anführt und ich kann jetzt ausser einigen untergeordneten Transmutationen nur noch Schwindeleien anführen, von denen jedoch einige von Interesse sein dürften.

Zunächst betrifft dies Alchemistinnen. — Im Jahre 1751 kam eine Frau v. Pfuel mit 2 sehr schönen Töchtern nach Potsdam, die durch Fredersdorf dem Könige Friedrich II. als sehr kunstfertige Alchemistinnen empfohlen wurden; ihnen sei es ein Leichtes, dem Golde die Seele aus-zuziehen. Um eine etwas bedeutende Seele zu gewinnen, wurden 10,000 Thaler darauf verwendet. Diese Seele zeigte sich in winzig kleinen Körn-chen, die unter der Loupe wie Rubine aussahen und von 50 Dukaten gingen dabei 6 verloren. Ein weiterer Erfolg von diesem Laboratorium wird nicht gemeldet.

1752 kam eine Frau nach Wien, verkaufte dort einen Prozess, wo-durch man aus dem damals immer goldhaltigen Silber das darin enthaltene Gold erhielt und erwarb sich hierdurch 20,000 fl., während man durch den Prozess, nach Abzug der Kosten, nichts gewann.

In den Rheinlanden trieb sich im Jahr 1755 ein junger Mensch als Besitzer der Tinktur herum und besuchte den Oberlandkommissarius Gül-denfalk in Homburg v. d. Höhe, verwandelte daselbst 2 Loth Blei durch Aufwerfen eines rothen Pulvers, von der Grösse eines Hirsekorns, in Gold, das aber überladen und deshalb spröde war, als es aber darauf mit Silber versetzt wurde, war es vortrefflich. Ringe und Knöpfe liess man daraus machen, die zum Andenken aufgehoben wurden. Gülden-falk ist durch diese Geschichte zu einem eifrigen Anhänger der Alchemie geworden.

Ein anderer umherziehender Alchemist wurde 1760 an vielen Orten der Rhein- und Maingegend gesehen, nannte sich bald Lange, bald Linter, heimsuchte Alle, die als Liebhaber der Alchemie bekannt waren und machte zahlreiche Projektionen, bis er sich in Coblenz arg verwickelte und in peinliche Untersuchung gerieth, wobei sein wahrer Name, Joh. Georg Stahl, an den Tag kam.

Am 5. Juni 1761 wurde dem Kur-Trier'schen Münzdirector zu Coblenz, Hofrath von Meidinger, ein Silberzahn von beinah 6 Loth Ge-wicht gebracht mit der Anfrage, wie viel man für den Centner davon geben wolle. Meidinger liess den Anfrager zu sich kommen, um mit ihm selbst zu reden, während der Silberzahn probirt wurde und 9 Loth 5 Grän

enthielt. Es erschien darauf Stahl in einem ärmlichen Anzuge, und sagte bei der Unterhaltung, er habe das Silber für feiner gehalten, doch könne er es auch feiner machen, wozu er sich sogar auf der Stelle erbot. Er klagte dann jämmerlich, wie unglücklich er sei, da er trotz seiner Kunst, Gold und Silber zu machen, sich nicht helfen könne, da er überall verfolgt werde, er sei kein Betrüger und könne das beweisen mit Lothen oder Centnern, wie man wolle.

Der Direktor verlangte für's Erste eine Probe im Kleinen, wobei jedoch Stahl weder thätig, noch gegenwärtig sein durfte. Nach Stahl's Anweisung wurde Kupfer geglüht, abgelöscht und gewogen. Zu den 2 Loth 2 Quentchen Kupfer wurden 2 Messerspitzen voll eines grauen Pulvers gesetzt, das Stahl bei sich hatte und mit einem Tropfen einer gelblichen Tinktur anfeuchtete, dann geschmolzen und ausgegossen. Es wog 4 Loth $3\frac{3}{4}$ Quentchen und hatte einen Gehalt von 8 Loth 9 Grän. Nun verlangte der Münzdirektor eine Probe im Grossen. 167 Loth Kupfer wurden mit $10\frac{1}{2}$ Loth des Stahl'schen Pulvers behandelt. Man erhielt $232\frac{1}{2}$ Loth, dessen Gehalt 4 Loth 9 Grän war. Diesen geringen Gehalt entschuldigte Stahl damit, dass er zu wenig Pulver genommen, worüber Meidinger nicht unwillig war, weil er unter der Hand 3 Loth des Pulvers zurückbehalten hatte, bevor er es dem Münzarbeiter einhändigte. Er hat dies Pulver dann untersucht, aber nichts Metallisches darin entdeckt. — Man versah Stahl hierauf mit besserer Kleidung und gab ihm Geld für seine Familie; er aber trank sich täglich voll und machte Schulden auf des Direktors Namen. Man liess ihn gewähren um ihm womöglich sein Geheimniss abzulernen, jedoch vergebens. Dann gingen der Münzmeister, der Münzdirektor und Stahl mit einer Silberbarre von 14 Mark zum Kurfürsten.

Stahl versprach, gegen einen Wochenlohn von 20 Reichsthaler neben freier Station, wöchentlich 5 bis 6 Centner Silber zu machen. Man bewilligte dies, gab ihm dazu das Prädikat als Gold- und Silberscheider, verlangte aber von ihm zugleich die Mittheilung seines Verfahrens; er schützte vor, ein Eid binde seine Zunge, worauf ihn der Kurfürst Kraft seiner bischöflichen Gewalt von dem Eide entband. Nun diktirte er einen Prozess, sagte aber am Schluss, dass er noch eine Kleinigkeit für sich behalten habe, die er später mittheilen wolle, wenn er erst sähe, wie man ihn behandle.

Er musste darauf eine Probe im Grossen machen. 50 Mark Kupfer wurden mit 2 Pfund 5 Loth von Stahl's Pulver behandelt und ergaben 96 Mark 8 Loth. Schon beim Ausgiessen hatte man eine bedeutende Vergrösserung des Volumens bemerkt, aber eine Gewichts-

zunahme von 42 Mark setzte die Zeugen in das grösste Erstaunen. Stahl lachte darüber und sagte, wenn er nicht besorgt gewesen wäre, dass der Tiegel durchgehen möchte, so hätte er es noch eine halbe Stunde treiben lassen und dann würde das Gewicht noch um die Hälfte mehr betragen haben. Es wurde darauf der Silbergehalt der ausgegossenen Masse untersucht und zu 7 Loth 8 Gran befunden, so dass sie also 45 Mark feines Silber und ausserdem noch die angewendeten 50 Mark Kupfer enthielt. Hierdurch hätte nun eigentlich der Betrug entdeckt werden müssen, aber die Ueberraschung der Zeugen war, zu gross, und Stahl benutzte dies, um neue Forderungen zu stellen. Er wollte jetzt wöchentlich 2 Centner Silber machen, das bedungene Wochenlohn aber behalten, das graue Pulver solle man ihm mit 4 Gulden für das Loth besonders vergüten und zur Ausarbeitung desselben verlangte er einen Gehülfen, der 20 Gulden Wochenlohn haben sollte, wozu er einen alten Complicen empfahl. Alles bewilligte man ihm, um ihn zufrieden zu stellen. Aber man konnte ihn nicht zur Arbeit bewegen, von einer Schenke taumelte er zur anderen, brutalisirte dabei Vornehme und Geringe. Mitunter arbeitete er etwas, wollte dann aber gar nicht mehr arbeiten und forderte seine Entlassung.

Der Münzdirector suchte ihn zu beruhigen und dahin zu bringen, die versprochene Goldprobe zu machen. Er machte auch 2 Proben, wollte dann aber wegen der Goldfabrikation einen neuen Contract mit dem Kurfürsten abschliessen, der aber wegen seiner Verkehrtheit nicht zu Stande kam. Inzwischen suchten der Geheimrath von Miltz mit dem dem Münzmeister, seinem Vetter, gegen den Münzdirector zu intriguiren, um Stahl's Geheimniss für sich zu erlangen; aber Stahl entdeckte auch ihnen nichts und überliess sich den grössten Ausschweifungen.

Dann brachte man in Erfahrung, dass er im Hause eines Bürgers Gold und Silber mache, mit des Bürgers Frau lebe und mit ihr davon gehen wolle. Als man ihn verhaften wollte, war er schon entwichen, doch fand man ihn in einem Kloster, von wo er gefesselt zurückgebracht wurde. Jetzt versprach er Besserung, aber sein Geheimniss wollte er nicht entdecken und als er mit der Folter bedroht wurde, entwich er in der Nacht vorher mit den Wachen. Seitdem hat man nie wieder von ihm gehört.

Noch eine Geschichte habe ich aus dem 18. Jahrhundert anzuführen, die als der letzte Akt in der Geschichte der Alchemie betrachtet werden kann. Sie passirte in England, wo im Jahre 1782 ein Mitglied der royal society zu London, Dr. James Price, Arzt in Guilford, suchte, sich als Adept geltend zu machen. Er hatte ein rothes und ein weisses Pulver hergestellt, welche Quecksilber in Gold oder Silber verwandeln sollten.

Nachdem er seinen Freunden hiervon Kenntniss gegeben, wünschten diese, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, wozu er den Rest seiner Tinkturen verwendete und 10 verschiedene Versuche damit anstellte, die sämmtlich günstig ausfielen.

Bei dem ersten Versuche waren anwesend der Pfarrer Andersen, ein eifriger Naturforscher und Chemiker, der Goldarbeiter Russel und der Capitän Grose. Später, als die Sache bekannt geworden war, schlossen sich noch Viele an, welche wissenschaftliches Interesse hatten, namentlich sind angeführt Lord Onslow, Lord King, Lord Palmeston, Esquire Gastwide, Sir Robert Parker, Dr. Spence und andere, im Ganzen 23 Personen.

Der erste Versuch wurde am 6. März angestellt. Russel hatte ein Stück Borax mitgebracht, Grose wählte ein Stück Kohle aus einem grossen Haufen und Andersen ein Stück Salpeter aus einem grossen Vorrath. Diese 3 Stücke wurden in einem Mörser, den Alle vorher untersuchten, fein gestossen und das Pulver in einen hessischen Schmelztiegel eingedrückt, ohne dass Price dabei Hand anlegte. Auf diese Grundlage goss Russel ein Loth Quecksilber, das er vorher in der Stadtapotheke gekauft hatte, Price gab dazu $\frac{1}{2}$ Gran dunkelrothes Pulver, welches Russel abgewogen hatte. — Nun wurde der Tiegel erhitzt und nach $\frac{1}{4}$ Stunde glühte derselbe, ohne dass das Quecksilber rauchte. Man verstärkte das Feuer, bis der Tiegel weiss glühte, tauchte dann die Spitze eines Eisenstäbchens einen Augenblick hinein; die daran hängende Schlacke wurde abgebrochen und es fand sich darunter ein kleines Kügelchen eines weissen Metalls. Dr. Price nannte dies den Uebergang vom Quecksilber zum edlen Metall. Russel warf dann noch Borax zu, und verstärkte das Feuer. Dann liess man den Tiegel erkalten. Hierauf wurde derselbe zerbrochen. Auf dem Boden fand man ein Kügelchen gelbes Metall nebst einigen kleineren Körnern. Russel fand dies 10 Gran schwer; es wurde weiter untersucht und ergab sich als reines Gold von 20,0 spezifischem Gewicht. — Die übrigen Versuche führe ich nicht weiter an, sie wurden sämmtlich mit der Vorsicht angestellt, welche die Zuschauer für geboten erachteten und das erhaltene Gold oder Silber zeigte sich bei allen Prüfungen als vorzüglich.

Die Sache machte solches Aufsehen, dass der König Georg III. wünschte, selbst eine Probe des gefertigten Silbers in Augenschein zu nehmen. Je mehr aber die Kunde von diesen Versuchen in's Publikum drang, desto mehr wurde die Sache entstellt, worauf Price sich veranlasst sah, den wahren Verlauf, in einer besonderen Schrift bekannt zu machen. Die Abhandlung wurde mit den zugehörigen Proben Gold und Silber der

königlichen Societät der Wissenschaften zu London übergeben. Diese beauftragte den berühmten Kirwan, die Sache zu untersuchen.

Kirwan verlangte nun von Price, in Gegenwart von Mitgliedern der Societät seine Versuche zu wiederholen, oder die Bereitung der Tinktur anzugeben. Beides lehnte er ab, sagte, seine Tinkturen habe er verbraucht, und zu einer nochmaligen Ausarbeitung könne er sich nicht verstehen. Es kamen dann Gerüchte gegen ihn in Umlauf, die sein Ehrgefühl derart verletzten, dass er versprach, beide Pulver nochmals auszuarbeiten, in 6 Wochen zurückzukommen und dann seine Versuche in London zu wiederholen.

Im Januar 1783 ging er zu diesem Zweck wieder nach Guilford und arbeitete. Unter anderem hatte er eine grosse Menge Kirschlorbeerwasser destillirt, concentrirt und eine damit gefüllte Flasche seiner Haushälterin zur Aufbewahrung übergeben. Im August lud er auf einen Tag seine Freunde und die Gentlemen von Guilford, welche sich auffallend von ihm zurückgezogen hatten, zu sich ein; aber Alle schlugen es aus. Da machte er mit dem Kirschlorbeerwasser seinem Leben ein Ende.

Dieser Ausgang bestimmte das Publikum, die ganze Geschichte für eine feine Betrügerei zu erklären und sowohl über Price als über die Alchemie den Stab zu brechen.

Die Geschichte der Alchemie bricht eigentlich hier schon ab, doch will ich noch Einiges über die Universalmedizin und über die mystischen Richtungen in der Alchemie erwähnen.

Dass der Stein der Weisen auch als grosse Panacee des Lebens, als eine Universalmedizin, die stärkend und verjüngend wirke, betrachtet wurde, habe ich bereits erwähnt. Besonders gepriesen wurden diese Eigenschaften von Arnold Villanovus, Raimundus Lullus und Joh. Isaac Hollandus; es sind jedoch die von ihnen gerühmten Eigenschaften zum Theil mit den Wirkungen des Weingeistes in Ueberstimmung zu bringen und der Name aqua vitae, den der Weingeist schon seit jener Zeit führt, scheint darauf hinzudeuten, dass ihm eine verjüngende und stärkende Kraft beigelegt wurde. An Erzählungen, die als Beweise für die erhaltende und verjüngende Kraft des Elixirs dienen sollten, wonach es glücklich wäre, das Leben auf hunderte von Jahren zu verlängern, hat es nicht gefehlt, doch bieten sie kein grosses Interesse. Auch fing dieser Glaube schon im 16. Jahrhundert an abzunehmen und zweifelhaft zu werden. Anders ist es mit den mystischen Richtungen in der Alchemie.

Sie werden sich erinnern, dass neben den Materialisten, welche die Umwandlung unedler Metalle in edle erstrebten, sich die Classe der

Mystiker bildete, welche das Gold aus einem Samen wollten wachsen lassen. In diese Irrung war ein sehr würdiger Mann verwickelt, der in anderen Fächern einen unbestrittenen Ruhm hat. Es war dies der berühmte Theologe Johann Salomo Semler, seit 1752 Professor in Halle, gestorben 1791. Als Knabe hatte er Mancherlei von Alchemie gesehen und gehört, da der Alchemist Taubenschuss zu Saalfeld Hausfreund seines Vaters war. Hierdurch, sowie durch das Studium der Schriften des Mittelalters wurde er angeregt, in seinen Mussestunden Versuche anzustellen, die mit der Alchemie in Verbindung standen.

Im Jahre 1786 beschäftigte er sich mit einer damals berühmten Universalarzenei, welche ein gewisser Leopold von Hirsch in Dresden unter dem Namen »Luftsaltz« feilbot. Semler gab in rascher Folge drei Abhandlungen darüber heraus, empfahl das Luftsaltz als probat und glaubte zuletzt, gefunden zu haben, das in diesem Salze, wenn es warm gehalten und angefeuchtet werde, Gold sich erzeuge und wachse.

Er schickte im Jahre 1787 eine Portion dieses Salzes sammt darin gewachsenem Golde an die Akademie zu Berlin. Klaproth fand darin Glaubersaltz, Bittersaltz, ein Harnmagma und Blattgold, von dem jedoch Semler behauptete, es sei nicht hineingebracht, sondern aus dem Salze entstanden. Darauf schickte Semler in 2 Gläsern gesondert eine schmierige Salzmasse und einen Liquor, welcher den Samen des Goldes enthalte und das Salz nach dem Aufgiessen in der Wärme befruchten werde. Die Untersuchung zeigte, dass das Salz schon mit Blattgold vermengt war und durch Auswaschen mit reinem Wasser für sich erhalten werden konnte. Dennoch glaubte Semler fast an die Entstehung des Goldes und schrieb 1788 frohlockend: »Ich bin jetzt viel weiter, 2 Gläser tragen Gold, alle 5 oder 6 Tage nehme ich es ab, immer 12—15 Gran. Zwei bis drei Gläser sind schon wieder auf dem Wege und das Gold blüht unten durch. Freilich kostet mich jeder Gran Gold 2 bis 4 Thaler, weil ich die Vortheile noch nicht weiss.«

Von diesem Golde schickte er Blätter von 2 bis 3 Zoll Länge und Breite ein, und Klaproth fand, dass die Pflanze sich verschlechtert habe, denn sie trug nun Messing. Die Sache klärte sich schliesslich dahin auf, dass Semler's Diener, ein armer Soldat, der die Gläser im Treibhause warm zu halten hatte, Gold in die Gläser gethan hatte, um seinen Herrn zu vergnügen und auch, als er nach Magdeburg zur Revue abgehen musste, seine Frau darüber instruirte. Diese war aber der Meinung, dass man grössere Quantitäten noch wohlfeiler erzielen könne, wenn man unächttes Blattgold hineinbrächte.

Auch noch andere Bestrebungen waren mit der Alchemie verknüpft,

nämlich die Darstellung des Alkahest, die Palingenesie und die Hervorbringung des Homunkulus, wovon ich das Wesentlichste kurz erwähnen will.

Der Name Alkahest findet sich zuerst bei Paracelsus. Es soll ein Auflösungsmittel für alle Stoffe sein. Sand, Schwefel, Metalle, Holz, Kohle, Glas, Oele, kurz alle Stoffe sollen sich darin auflösen. Eifrig wurde darnach gesucht, bis besonders Kunkel gegen die Existenz eines solchen Lösungsmittels sich aussprach. Die einfache Frage, wie denn die Besitzer dieses Lösungsmittels es aufbewahrt hätten, war schon hinreichend, die Meisten zu überzeugen, dass es unsinnig sei, die Existenz eines solchen Körpers anzunehmen.

Unter Palingenesie verstand man die Wiedererweckung der Pflanzen aus ihrer Asche. Obgleich schon van Helmont, Kunkel und andere sich gegen diesen Unsinn erklärten, so traten doch noch im 18. Jahrhundert Verfechter solchen Aberglaubens auf, denn man wollte beim Krystallisiren der Salze, welche die Asche enthält, pflanzenähnliche Figuren zum Vorschein kommen sehen, welche eine Uebereinstimmung mit derjenigen Pflanze hätten, von der die Asche stamme.

Aber noch früher als die künstliche Darstellung der Pflanze aus ihrer Asche zeigt sich der Unsinn, durch spagyrische Künste einen thierischen oder gar menschlichen Körper hervorzubringen.

Paracelsus ist der Erste, welcher die Hervorbringung eines kleinen lebendigen Menschen, des Homunculus aus männlichem Samen durch chemische Handgriffe behauptet.

Dass es noch im 18. Jahrhundert Leute gab, welche an Dergleichen glaubten, zeigt eine »treuherzige Vermahnung an alle Liebhaber der Alchemie« von Fr. Rothscholz, worin er vor falschen Alchemisten warnt, welche aus Kinderurin den Homunculus darstellen, der sich unsichtbar von Wein und Rosenwasser ernähren solle, bis er sichtbar werde, wo er einen Schrei thue. Ferner sagt er, dass die Betrüger gewöhnlich kleine elfenbeinerne Knochen in das Gefäß practiciren und die Getäuschten überreden, der Homunculus sei wirklich da gewesen, aber aus Mangel an Pflege umgekommen.

Es sind noch die Mystiker zu erwähnen, welche die Sünden nur als Faeces und Unreinigkeiten bezeichneten, die bei der himmlischen Sublimation zurückblieben. Basilius Valentinus hat uns schon mit diesen Anschauungen bekannt gemacht, welche sich bis zum 19. Jahrhundert erhalten haben. Um zu zeigen, wohin diese Mystik gekommen war, will ich aus der letzten Schrift auf diesem Gebiete etwas mittheilen. Sie ist betitelt: »die Wolke über dem Heiligthum, oder Etwas, wovon sich die

stolze Philosophie unseres Jahrhunderts nichts träumen lässt.« 1802. Der Verfasser Eckartshausen kommt darin zu der Ansicht, dass alle Sünden nur Varietäten des Gluten sind. In unserm Blute, sagt er, liegt eine zähe Materie, Gluten genannt, verborgen, die mit der Animalität nähere Verwandtschaft als mit dem Geiste hat. Dieses Gluten ist der Sündenstoff oder die Materie der Sünde. Durch sinnliche Reize kann sie verschieden modificirt werden und nach der Art dieser Modifikation unterscheiden sich im Menschen die bösen Neigungen zur Sünde. Im höchsten Ausdehnungszustande bewirkt sie Hochmuth, Stolz; im Attraktionszustande Geiz, Egoismus; im Repulsionszustande Muth, Zorn; in der Circularbewegung Leichtfertigkeit, Geilheit; in der Excentricität Frass, Völlerei; in der Concentricität Neid; in der Essentialität Trägheit.

Verfall der Alchemie.

Von dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts an ging die Alchemie einem raschen Verfall entgegen. Obgleich es zu jeder Zeit Personen gab, welche an der Möglichkeit der Metallverwandlung zweifelten, auch solche, welche die Alchemie ernsthaft bekämpften, so fruchtete dies doch eben so wenig, wie der Spott und die Satyre, welche darüber ausgegossen wurden. Selbst die Aufdeckung vieler verübter Betrügereien vermochte es nicht, den Glauben der Alchemisten zu erschüttern. Es wurde z. B. nachgewiesen, dass man Tiegel mit doppeltem Boden genommen hatte, die im unteren Theile Gold enthielten, wodurch dann beim Durchstossen des falschen Bodens ein goldhaltiges Metall erhalten wurde, oder man hatte den Tiegel mit einer Kohle bedeckt, welche Gold in einer Höhlung enthielt, die mit Wachs verklebt war, oder der Rührstab war hohl und enthielt in der mit Wachs verschlossenen Höhlung Gold, auch gold- und silberhaltiges Amalgam war statt des reinen Quecksilbers genommen worden. Dem Herzoge von Würtemberg hatte man im Laboratorium der Alchemisten selbst den Tiegel beschicken lassen, worauf dann Feuer gegeben wurde, welches aber, sich selbst überlassen, fortbrennen musste, ohne dass Jemand am Tiegel etwas stören durfte, wesshalb alle das Laboratorium verliessen. Der Herzog verschloss das Zimmer und nahm den Schlüssel zu sich. In einer Kiste des Laboratoriums war aber ein Knabe verborgen, welcher darauf hervorkam, Gold in den Tiegel warf und sich wieder versteckte. Der gespielte Betrug wurde entdeckt und geahndet. — Der Markgraf Ernst von Baden wurde in

folgender Weise geprellt. Ein alchemistischer Betrüger wollte dem Markgrafen das Goldmachen lehren, experimentirte eine Zeit lang in entsprechender Weise und verlangte schliesslich vom Markgrafen, der alle Stoffe selbst lieferte, die Wurzel Resch. In den Apotheken war sie nicht bekannt, aber es fanden sich in der Gegend 2—3 Kräuterhändler, welche sie besaßen und dem Markgrafen für einige Heller einhändigten. Es war dies nun ein schwarzes Pulver, welches der Adept mit dem Quecksilber mischte, es zusammen in den Tiegel that und hernach das Gold daraus zeigte. Der Adept erhielt seinen bedungenen Lohn und verschwand, ebenso auch die Verkäufer der Wurzel Resch, welche das Gold enthielt; sie waren Complicen des Adepten.

Aber dies Alles konnte die Alchemisten nicht schwankend machen. So lange es noch Chemiker gab, welche die Alchemie vertheidigten, blieb dieselbe auf dem Schauplatze, und es dauerte dies so lange, als die Metalle noch für zusammengesetzte Körper gehalten wurden. Guyton de Morveau, Gründer der polytechnischen Schule zu Paris, glaubte noch 1784 an die Umwandlung des Silbers in Gold, und selbst der verdienstvolle Chemiker Bergmann († 1784), dem wir die erste Theorie der chemischen Verwandtschaften verdanken, der zuerst die Bereitung der künstlichen Mineralwasser erfand und zuerst das Nickelmetall kennen lehrte, war der Ansicht, dass man den historischen Erzählungen von der Metallverwandlung die Glaubwürdigkeit nicht unbedingt absprechen könne.

Erst die Lehre Lavoisier's von den einfachen Körpern begann die Alchemie zu verdrängen. Einen Zufluchtsort fand sie noch in der hermetischen Gesellschaft. Diese Gesellschaft war eine simulirte und bestand nur aus 2 Personen, welche sich aber als Repräsentanten eines grossen Vereins gerirten. Der eine von ihnen war der Dr. Bährens in Schwerte, von dem ich noch aus meiner Jugendzeit weiss, dass er damals als Urinbeschauer die ärztliche Praxis trieb und grossen Zulauf hatte, der andere war der Arzt Dr. Kortum in Bochum, als Verfasser der Jobsiade anderweitig bekannt.

Die Kunde von der Existenz dieser Gesellschaft verbreitete sich zuerst 1796 durch einen Aufsatz in dem damals sehr gelesenen Reichs-Anzeiger. Als Zweck der Gesellschaft wurde angegeben, dass man zur Entscheidung über den Grund oder Ungrund der Alchemie hinarbeiten wolle. Die Liebhaber der Alchemie wurden dabei aufgefordert, mit der Gesellschaft in Verbindung zu treten und offen mitzutheilen, nach welchen Vorschriften sie bisher gearbeitet hätten und zu welchen Resultaten sie gelangt seien, gute Belehrung wurde ihnen in sichere Aussicht gestellt.

Nun kamen Briefe aus allen Klassen der Gesellschaft, pensionirte Offiziere schickten sogleich besiegelte Ehrenwortscheine ein, dass sie das Geheimniss des Steins der Weisen, welches sie umgehend zu erhalten hofften, nicht wegsagen wollten; Schneider, Schuster, Leibärzte deutscher Fürsten, Dorfschulmeister, Apothekergehülften, geheime Kriegsräthe, Uhrmacher, Registratoren, Schlosser und Organisten schrieben, dass sie bisher nichts herausgebracht und baten flehentlich um sichere Anleitung, wie man das grosse Elixir bereite. Die Antworten darauf waren beschwichtigend und mit vielem Geschick wussten die Herren den Schein zu bewahren, als ob die Antworten von einer grossen Gesellschaft gemeinsam abgefasst wären. — Auch Diplome theilte die Gesellschaft aus, allein es wurden nur Ehrenmitglieder ernannt.

Bald bildeten sich kleinere Vereine, so in Königsberg und Karlsruhe.

Ein hermetisches Journal wurde herausgegeben und es machten die Abhandlungen darin noch immer den gewünschten Eindruck; aber allmählig wurde die Correspondenz doch immer magerer, bis 1819 die Thätigkeit des Vereins ganz aufhörte. Die Alchemisten hatten darin keine Förderung ihres Vorhabens gefunden und sich von der Gesellschaft abgewendet.

Im wissenschaftlichen Leben war inzwischen ein grosser Umschwung eingetreten. Die Lehre von den unzerlegbaren einfachen Atomen hatte schon seit 1808 allgemeineren Eingang gefunden und war bereits so weit durchgedrungen, dass Diejenigen, welche sich noch mit Alchemie beschäftigten, dies nur heimlich thaten, um sich nicht dem Hohne der Mitwelt auszusetzen. Die Vorstellung, welche die Alchemisten von der Zusammensetzung der Metalle hatten, war einer anderen Ansicht darüber gewichen und deshalb musste die Alchemie vom Schauplatze verschwinden.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz](#)

Jahr/Year: 1879

Band/Volume: [16](#)

Autor(en)/Author(s): Romberg Heinrich

Artikel/Article: [Fünf Vorträge über die Geschichte der Alchemie 67-135](#)